

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder bei Bezug durch die Post

monatlich . . . Kz 16.—
vierteljährlich . . . 48.—
halbjährig . . . 96.—
ganzjährig . . . 192.—

Auslieferung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlieferung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montag täglich früh.

3. Jahrgang.

Sonntag, 25. Feber 1923.

Nr. 46.

Das Konterrevolutions-Tribunal.

Von Dr. Egon Schwelb.

Als harmonische Ergänzung des Gesetzes zum Schutze der Republik hat die Regierung dem Abgeordnetenhaus auch den Entwurf des Gesetzes über das Staatsgericht vorgelegt. Der Entwurf, der rein prozessuale Fragen behandelt, steht in seiner Bedeutung dem Schutzgesetz bei weitem nach. Während dieses aufs Ganze geht, während man mit seiner Hilfe die Arbeiterbewegung und die Opposition überhaupt niederzuschlagen hofft, ist das Staatsgericht dazu da, den in der etwas optimistischen Anschauung der Koalitionsdemokraten bereits auf dem Boden liegenden „Staatsfeinden“ noch kleine Stiche zu versetzen und demjenigen, der in den weiten Massen des Reiches „Schutzgesetz“ gefangen wurde, jedes Entkommen zu verwehren.

Ueber die grundsätzliche Frage, wie wir Sozialdemokraten uns zur Ausschaltung der Geschworenengerichte für die neuesten politischen Delikte stellen, ist bereits ausführlich geschrieben und gesprochen worden. Auch unsere Ansicht darüber, daß das Gesetz mit Rücksicht auf einen konkreten Fall rückwirkend gemacht werden soll, ist wohl völlig klar. Die Aufgabe dieser Zeilen ist bloß, einige der verhältnismäßig kleinen Hinterhaltigkeiten aufzuzeigen, die die Verfasser auch bei diesem Entwurf nicht unterlassen zu können glaubten.

Das Staatsgericht besteht aus dem Vorsitzenden, seinem Stellvertreter und der entsprechenden Anzahl von Beisitzern und Berufsrichtern, und judiziert in sechsgliedrigen Senaten, die mit je drei Berufsrichtern und drei nicht dem Richterstande angehörigen Juristen besetzt sind. Schon die Bestellung der Mitglieder ist für die Gesinnung der Verfasser bezeichnend. Während z. B. die Richter des Verfassungsgerichtes (das auch in ähnlicher Weise zusammengesetzt ist), soweit sie Berufsrichter sind, von den höchsten Gerichten aus ihrer Mitte delegiert werden und die nichtrichterlichen Mitglieder des Verfassungsgerichtes der Präsident der Republik über Vorschlag der gesetzgebenden Körperschaften ernannt, soll vom Staatsgericht das gerade Gegenteil gelten. Die berufsrichterlichen Mitglieder des Staatsgerichtes sollen vom Präsidenten des Obersten Gerichts autoritativ bestimmt (nicht in an demokratische Gepflogenheiten wenigstens erinnernder Weise „aus der Mitte des Obersten Gerichts“ entsendet) und die nichtrichterlichen Staatsgerichtsmitglieder vom Präsidenten der Republik ohne Mitwirkung der Volksvertretung über Antrag der Regierung ernannt werden. Die Worte „über Antrag der Regierung“ sind vollkommen bedeutungslos, da die Ernennung ein Akt von eminent politischer Bedeutung ist, für den selbstredend die Regierung die Verantwortung zu tragen hat. Die Regierung hat es also in der Hand, das Staatsgericht ausschließlich mit koalitionsreinen Persönlichkeiten zu besetzen. Sie kann und wird bei der Wahl der Personen gewiß so vorsichtig sein, daß das Recht des Beschuldigten, zwei Richter ohne Angabe von Gründen abzulehnen, das der Motivenbericht als besondere Liberalität dem Entwurf nachrühmt, vollständig illusorisch wird. Auch die an sich recht lobenswerte Einführung ständiger Senate, die verhindern soll, daß die Regierung von Fall zu Fall ihr genehme Richter auswählt, wird dadurch wertlos: denn in allen Senaten werden der Regierung genehme Leute sitzen.

Die Beisitzer des Staatsgerichtes müssen Staatsbürger sein, die rechtskundig, d. h. Dolatoren der Rechte, mindestens 40 Jahre alt, zum Geschworenennamen geeignet sind und nicht im Staatsdienste stehen. Das Erfordernis des juristischen Doktorgrades, das hier von Mitgliedern eines Gerichtes gestellt wird, das die jahrzehntelange durch Geschworenengerechene Agenda übernimmt, würde der Arbeiterschaft eine entsprechende Vertretung im Staatsgericht

Der Kampf im Ruhrgebiet.

Die Franzosen überfallen und plündern.

Köln, 24. Feber. (Wolff.) Die Franzosen beschlagnahmten heute vormittags auf dem Bahnhof in Rengstien im Schnellzug Berlin-Köln einen großen Geldbetrag der Reichsbank in der Höhe von 128 Milliarden Papiermark mit den dazugehörigen Druckplatten.

Berlin, 24. Feber. Die des „Achtuhr-Abendblatt“ meldet, mußte auf der Station den ersten der Zug über eine Stunde halten und wurde von den Franzosen systematisch durchsucht. Seltsamerweise war der Geldtransport nur von zwei Beamten der Reichsbank begleitet, in einem gewöhnlichen Kupee dritter Klasse ohne alle Sicherheitsmaßnahmen untergebracht. Der Reichsbank hätte bekannt sein müssen, daß in Rengstien die französische Zollkontrolle beginnt.

Neue Verhaftungen und Befragungen.

Bochum, 23. Feber. (Wolff.) Heute um sechs Uhr abends wurden von den Franzosen unter Anwendung von zehn Tanks und zwei Lastkraftwagen die Stadtverordnetenversammlung in Bochum aufgehoben. Festgenommen wurden der Oberbürgermeister, vier Stadträte und achtzehn Stadtverordnete. Bei den Stadtverordneten handelt es sich um solche, welche nicht Vertreter der arbeitnehmenden Klassen sind. Ein französischer Offizier trat an jeden mit der Frage heran, ob er bereit sei, alles das zu liefern, was die Franzosen durch Requisitionen nicht erreichen könnten. — Die Gewerkschaften beraten über den etwaigen Generalstreik, der am 24. d. M. mittags beginnen soll.

Essen, 23. Feber. (Wolff.) Die französischen Kolonialtruppen in Veldert, Kupferdreh und Werden sind heute wieder abtransportiert worden. Der Oberbürgermeister von Oberhausen sowie der Bürgermeister und drei Regierungsbeamte wurden heute nachmittags von den Franzosen im Auto mit unbekanntem Ziel weggeschafft. Die gleiche Gewalt wurde gegenüber sieben Mitgliedern des hiesigen Bureaus der deutschen Volkspartei angewendet.

selbst dann erschweren, wenn die Verfasser des Entwurfes bzw. die jeweilige Regierung ihr sie zuzugestehen willens wären. Ueber die Stellung des Vorsitzenden des Staatsgerichtes und seines Stellvertreters enthält der Entwurf eine Unklarheit: Aus § 2 glaubt man entnehmen zu können, daß, da sie vom Präsidenten der Republik ernannt und vom ältesten Berufsrichter vertreten werden, der Vorsitzende und der Stellvertreter keine Berufsrichter sind. § 5 bestimmt dagegen, daß in den bereits erwähnten sechsgliedrigen Senaten ein Berufsrichter den Vorsitz führt. Daraus kann man entweder schließen, daß der Vorsitzende und sein Stellvertreter nicht Berufsrichter sind und das ganze Gericht zwar zu leiten, in der Hauptverhandlung aber nicht präsidieren können, was paradox wäre, oder, daß auch der Vorsitzende Berufsrichter sein muß. Für diese zweite Lösung spricht auch die durch andere Stellen des Entwurfes zu belegenden Beobachtung, daß die Verfasser selbst gegen das doch recht geübte „volkstümliche Element“, das die vom Präsidenten ernannten Beisitzer darstellen werden, Mißtrauen hegen. So werden alle Entscheidungen außerhalb der Hauptverhandlung nicht von einem Senat, der doch sonst im allgemeinen einem Kollegialgerichtlichen Senat erster Instanz analog behandelt wird, gefällt, sondern in einer Versammlung der drei Berufsrichter (§ 5 a. E.).

Bei der Abfassung des § 7 des Schutzgesetzes konnte man, als man die Mitglieder der Nationalversammlung unter erhöhten Strafsanktionen stellte, die oppositionellen Abgeordneten und Senatoren nicht offen davon ausschließen. Diese Aufgabe übernimmt nun in etwas versteckter Form der § 14 des Entwurfes: „Der Privatbeteiligte hat nicht das Recht, eine Subsidiaranklage zu erheben.“ Nach der geltenden Strafprozessordnung kann der Beschädigte für den Fall, daß der Staatsanwalt aus irgendwelchen Gründen die Strafanzeige zurücklegt, oder die Anklage nicht erhebt, unter ge-

berne, 23. Feber. (Wolff.) Heute gegen zwei Uhr nachmittags wurde das Rathaus von den Franzosen militärisch besetzt, weil sich die Beamten geweigert hatten, französische Befehle auszuführen.

Berlin, 24. Feber. (Wolff.) Wie aus Wanne gemeldet wird, zog heute früh französische Infanterie, Kavallerie, eine technische Eisenbahnabteilung und eine Anzahl von Tanks, von Redlingshausen kommend, in die Stadt und besetzte sofort den Bahnhof. Die Bahnbeamten und Arbeiter, sowie auch die Reisenden wurden jeponnen den Bahnhof zu verlassen. Der gesamte Eisenbahnbetrieb ruht.

Der „Essener Anzeiger“ wurde für die Dauer von zwei Wochen verboten. Damit ist auch die letzte bürgerliche Zeitung Essens eingestellt.

Berlin, 24. Feber. (Eigenbericht.) Der gestern verhaftete Oberbürgermeister von Bochum wurde in der Nacht wieder aus der Haft entlassen. Dagegen haben die Franzosen in Bochum einen neuen Gewaltstreik verübt. Sie stürmten das Gebäude der Handelskammer, richteten greuliche Verwüstungen an und raubten die Kassen aus. Leider sind den Franzosen in den letzten Tagen deutsche Banknotenflüsse in die Hände gefallen, so daß die Gefahr besteht, daß die Befehlsgewalt deutschen Geldes drucken.

Deutschland anerkennt weiter die Reparationskommission.

Berlin, 24. Feber. (Tsch. P.) Zu der Meldung des „Journal“, daß die deutsche Regierung der Reparationskommission für laufende Verwaltungskosten zehn Millionen Goldmark zur Verfügung gestellt habe, worüber die Reparationskommission sehr erstaunt gewesen sei, wird von deutscher Seite erklärt, daß die Reichsregierung immer die laufenden Verwaltungskosten der Reparationskommission gedeckt habe und daß deshalb daran nichts Erstaunliches sei. Die Reichsregierung habe die Beziehungen zur Reparationskommission, die sie als offizielle Vertretung der Alliierten in ihrer Gesamtheit betrachtet, nicht abgebrochen.

wissen Voraussetzungen die Anklage statt des Staatsanwaltes erheben und durchführen. Diese Rolle des sogenannten Subsidiaranklägers ist keineswegs beneidenswert, er ist prozessual recht schlecht gestellt; die Einrichtung hat aber doch die Folge, daß der Beschädigte nicht völlig der Willkür des Staatsanwaltes ausgeliefert ist. Durch den Entwurf soll auch dieses Institut für die vor das Staatsgericht gehörigen Fälle abgeschafft werden; gegen einen Staatsanwalt, der z. B. den Mordversuch an einem oppositionellen Abgeordneten nicht verfolgen will, wird man vollkommen machtlos sein.

Gegen die Entscheidung des Staatsgerichtes gibt es nur ein Rechtsmittel: die Revisionsbeschwerde an das Oberste Gericht, die in ganz beschränktem Umfang zulässig ist, so daß das Urteil des Staatsgerichtes als das eines echten Ausnahmegerichtes fast inappellabel ist. Insbesondere eine Berufung gegen das Strafmaß, die in der Praxis ja eine weit größere Rolle spielt, als die Nichtigkeitsbeschwerde, soll ausgeschlossen werden. Die Bestimmung des § 24 über den Ausschuß der sogenannten außerordentlichen Wiederaufnahme, die in vielen Fällen die Folgen eines Justizmordes verhindert hat, zeigt die kleinliche Geheißigkeit der Verfasser.

Es ist nicht unsere Aufgabe, den Herren von der Koalition ihre Gesetze zu verschönern, und ihnen neben der Verachtung der politischen Öffentlichkeit, deren sie sicher sind, das Geschlächter der juristischen Kritik zu ersparen. Bezüglich für die Gewissenhaftigkeit dieser Gesetzsmacherei ist aber z. B. der Umstand, daß in einem Entwurf, von dem der Welt eingeredet wird, er sei unter Mitwirkung von Universitätsprofessoren zustande gekommen, unter den ershöpfend aufgezählten Gründen, die einen Richter vom Richteramt in einem bestimmten Prozeß ausschließen (§ 6), wegen seiner nahen Beziehung zu einer der Prozeßparteien, das Eheband fehlt.

Großrumänien gibt sich eine Verfassung.

Von unserem Bukarester Mitarbeiter.

Es ist der Vorteil reaktionärer Staaten, daß es ebenso reaktionäre gibt, auf die sie hinweisen können, und so wird bald die offizielle Tschechoslowakei sich bei jedem Vorwurf, den man gegen sie erhebt, auf Rumäniens hohes Vorbild berufen können. Das neue Rumänien hat bisher keine Verfassung. Rumänien hat seit 1866 eine sehr freiheitliche Verfassung, allerdings nur auf dem Papiere. In der Stadt hatte sie noch eine gewisse Geltung, wenigstens galt die vollste Freiheit der Presse und der Versammlungen. Am Dorfe dagegen durfte man nicht einmal den Text der Verfassung verbreiten. Der Bauer stand außerhalb der Verfassung, er war nach einem Worte eines verstorbenen sozialistischen Theoretikers wirtschaftlich und politisch ein Sklave. Mit dem Entstehen einer Industriearbeiterschaft begannen die Einschränkungen der Verfassung auch in der Stadt, und seit dem die Zahl der Analphabeten etwas abzunehmen beginnt — sie ist noch immer erschreckend groß, es fehlen 20.000 Lehrer, man rechnet mit 60 Prozent Analphabeten — sinnt man auf Mittel, um die Pressefreiheit unmissbar zu machen. Der Krieg bot die Gelegenheit dazu. Lange ehe Rumänien in den Krieg eintrat, schuf es sich das Gesetz über den Ausnahmezustand. Die Hauptstadt Bukarest steht formell noch heute unter dem Ausnahmezustand und gegen die Arbeiter ist er auch sehr materiell. In den neuen Provinzen herrscht fast überall der Ausnahmezustand, so daß man sagen kann, die augenblickliche Verfassung Rumäniens sei der Ausnahmezustand.

Was das bedeutet, davon kann man sich im Westen keine Vorstellung machen. Ein Militär- und höherer Ranges hat seinen Abschied genommen, weil er die Dinge in Bessarabien nicht mehr mitanschen konnte. Er hat sich in die Öffentlichkeit geschlüchtet und erzählt, was in den Militärgefängnissen vorgeht. Leute sitzen monatelang in entsetzlichen Kellern bei ebensolcher Nahrung, ohne verhört zu werden. Ein Zeitungsverkauf sah vier Monate, weil bei ihm eine zensurierte (!) sozialdemokratische Zeitung gefunden worden war. Leute, die amnestiert waren, wurden in einen Wald geschleppt und dort meuchlings erschossen, weil dem Militärgouverneur die Amnestie nicht paßte. Mädchen wurden vergewaltigt, Männer, die diese Gewalttaten verhindern wollten, wurden getötet. Die Gendarmen stehen über dem Gesetze. Während Staatspolizisten (eine Ari Odrana) nur prügeln und erpressen, schießen die Gendarmen. So arg wie in Bessarabien ist es in den anderen Provinzen nicht, aber es ist überall arg. Militärherrschaft und administrative Willkür ergänzen einander.

Nun gibt sich Großrumänien eine einheitliche Verfassung. Selbstverständlich wird an dem so erprobten Ausnahmezustand nichts geändert, im Gegenteil ein eigenes Organ geschaffen, das ihn anwenden soll, ein Rat zur Verteidigung des Landes. Man wird eben das Land gegen den „inneren Feind“ verteidigen. Diese Körperschaft ist eine rein militärische, über deren Zusammenhang in der Verfassung nichts gesagt ist. Es wird das Zweikammersystem aufrecht gehalten. Den Frauen werden bürgerliche Rechte eingeräumt werden, von politischen ist keine Rede. An Stelle des Proporzverfahrens tritt das Minoritätenverfahren, wonach eine Minorität wenigstens ein Drittel aller Stimmen haben muß, um zur Geltung zu kommen, und auch da nur, wenn sich mindestens drei Parteien an der Wahl beteiligen. Der Senat ist eine sehr komplizierte Körperschaft. In ihr sitzen Senatoren, die in allgemeinen Wahlen von Wählern über 40 Jahren mit relativer Mehrheit gewählt sind; dann solche, die von Handels-, Landwirtschafts- und Arbeitskammern gewählt sind; solche die ihre Funktionen befehlen (Priester, Richter), und solche, die einmal etwas gewesen sind (ehemalige Ministerpräsidenten, Generale, Staatsbeamte), kurz eine sehr gemischte Gesellschaft, die jede Willensäußerung der Kammer sabotieren kann, wenn die ausgedienten Herren nicht zufällig von ihren Sämrthoiden oder Sichtbeschwerden in Anspruch genommen sind.

Die Pressefreiheit ist faktisch dadurch aufgehoben, daß fast alle Delikte, insbesondere die politischen, den ordentlichen Gerichten unterstellt sind. Ueber das Arbeiterrecht weiß die Verfassung nur zu sagen, daß die Freiheit der Arbeit (lies: Streikbruch) gewahrt ist. Im allgemeinen läßt die Verfassung allen reaktionären Gesetzen freien Spielraum.

Was die Minoritäten anlangt, anerkennt die Verfassung sie nicht. Sie kennt nur Rumänien verschiedener Sprache, Abstammung und

Religion und sagt, daß die Rumänen vor dem Gesetz gleich sind. Nicht nur, daß die einzelnen Minderheiten — Ungarn, Deutsche, Juden und Russen machen etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung aus — nicht anerkannte nationale Korporationen bilden könnten, können sie vor den Behörden nur rumänisch verkehren; in den öffentlichen Schulen ist die Unterrichtssprache durchwegs rumänisch, die Muttersprache wird bloß gelehrt; die Firmenausschriften müssen mindestens in gleicher Schrift auch rumänisch sein und dies in rein deutschen oder in rein ungarischen Gegenden. Eine kommunale Autonomie gibt es nicht, die höheren staatlichen Beamten sind natürlich nur Rumänen. Wegen die ausdrücklichen Bestimmungen des Friedensvertrages werden die Minoritäten also entrechtet. Sie mögen zu 100 Prozent in einem Bezirke wohnen, es hilft ihnen nichts. Wenn sie aber Privatschulen halten wollen, dürfen sie sich nicht einmal freiwillig besteuern, sondern sind auf Geschenke angewiesen; denn das Gesetz verbietet das Einkommen für andere als für staatliche Zwecke zu besteuern, selbst die Gemeinden sind auf Zuwendungen aus einem Staatsfonde angewiesen.

Ebenso spricht die Bestimmung über die Einbürgerung der Juden dem Friedensvertrage nach. Schon einmal hat Brattianu, der Vater, entgegen dem Berliner Vertrag von 1878, der ihm die Einbürgerung aller im Lande geborenen „Fremden“ auftrug, die Ausübung der feierlich übernommenen Verpflichtung unterschlagen und so gibt es etwa 300.000 Juden, die allen Pflichten, auch der Wehrpflicht nachkommen müssen, aber keine politischen Rechte haben. Während des Krieges sind einige Verordnungen ergangen, die die Einbürgerung erleichterten und von der viele Gebrauch machten. Es gibt aber noch jetzt sehr viele „Untertanen“ neben dem „Bürger“. Diese individuelle Einbürgerung, die viele Nachteile und vielfach auch großen Nachschick erfordert, — wenn Viktor Adler von Oesterreich sagte, es herrsche Absolutismus, gemildert durch Schlaupetei, so kann man von Rumänien behaupten, es herrsche Willkür, geleitet von Bakshisch — will die Verfassung im Wesen aufrechterhalten. So soll der Jude nachweisen, daß er keine Staatsbürgerschaft außerhalb Rumäniens besitzt, also einen negativen Beweis führen. Normalerweise ist das unmöglich, aber in Rumänien wird das Unmögliche nur zu oft möglich, gegen einen warmen Händedruck. Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst ein Zertifikat gesehen, worin einem Juden von einem Polizeikommissar bestätigt wird, daß weder er noch seine Eltern, noch seine Großeltern je eine fremde Staatsbürgerschaft hatten. Der Friedensvertrag schreibt demgegenüber vor, daß die Einbürgerung ohne Formalität vorzunehmen ist. Aber Brattianu der Sohn folgt den Spuren seines Vaters.

All das erklärt den erbitterten Kampf gegen den Verfassungsentwurf und schon heute erklären fast alle Parteien, außer der Herrschenden, daß die Verfassung für null und nichtig ansehen werden. Eines haben die Liberalen mit ihrem reaktionären Entwurf, der auch die Provinzen auslöschen will und nur Präfekturen unmittelbar unter dem Ministerium ohne jede administrative Zwischenstufe kennt, erreicht, daß man in den Massen die Verfassung zu studieren und ihre Bedeutung zu begreifen beginnt. Die Beratung der Verfassung bringt den Kampf um eine Verfassung überhaupt und das ist in diesem Lande schon sehr viel.

Der Versuch der großrumänischen Zwangsverfassung reiht sich dem tschechischen Schutzgesetz würdig an. Hier wie dort versucht es eine herrschende Oligarchie, durch draconische und präventive Gesetzesmacht ihre Stellung allen Forderungen der Entwicklung gegenüber zu befestigen. Doch es wird ihr nicht gelingen.

Inland.

Ein Millionenkredit an tschechische Kolonisten.

Nach einer Meldung der „Tribuna“ hat die Regierung mit der Sowjetregierung Verhandlungen eingeleitet wegen Gewährung eines 15-Millionenkredits an die tschechischen Kolonisten in Sowjetrußland und der Ukraine. Der Kredit soll dem Wiederaufbau der Landwirtschaft und der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der tschechischen Kolonisten in Rußland dienen. Die Sowjetregierung hat ihre grundsätzliche Zustimmung zu dieser Hilfsaktion bereits erteilt und die beginnenden Verhandlungen gehen nunmehr administrativen Dingen. Ein Teil des Kredits wird in der Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen, Saatgut und Hausgeräten bestehen. Es handelt sich um sieben Gebiete, in denen eine größere Anzahl von tschechischen Landbesitzern leben. In diesen Gebieten sollen besondere Genossenschaften errichtet werden, die die Lieferungen verteilen sollen; sie übernehmen die Verantwortung für die Hilfsaktion und treten formell als Schuldner gegenüber der Regierung auf. Der Kredit ist langfristige, denn der tschechischen Regierung handelt es sich um die ständige Sebung der wirtschaftlichen Verhältnisse der tschechischen Kolonisten, die durch den Bürgerkrieg und die Revolution in ihrer Existenz vernichtet wurden. Ueber die Befreiung der Lieferungen von Zoll- und Transportgebühren wird mit der Sowjetregierung noch verhandelt.

Was die tschechischen Sozialdemokraten alles aufzuheben.

Die Stadt Přeburka wurde belanlich vor kurzem ihrer Rechte beraubt, indem sie, die früher ihren Bürgermeister und ihre Beamten frei wählen konnte, zu einer Stadt ohne Magistrat degradiert wurde, in der jetzt nur jene Leute etwas zu reden haben, die von der tschechischen Regierung eigens dazu bestimmt sind, der arbeitenden Bevölkerung von Přeburka den Begriff der Demokratie recht deutlich in die Köpfe zu häuen. Während nur die Přeburger Arbeiterchaft diese Veränderung des Verwaltungssystems der slowakischen Hauptstadt als eine unerhörte Vergrößerung der Demokratie empfindet, werden eben diese Veränderungen im Přeburger Rathaus von den tschechischen Sozialdemokraten über den grünen Klee gelobt. Das Gewerkschaftsblatt der tschechischen Sozialdemokraten gab in seiner Nummer vom 8. d. M. unverhüllt seiner Freude darüber Ausdruck, daß Planik Bürgermeister geworden sei. Planik ist zwar nicht tschechischer Sozialdemokrat, wohl aber Führer der nationalen Bauernpartei, jedoch es also nur eben das „Nationale“ sein kann, was die tschechischen Sozialdemokraten zu solcher Vereinerung hinreißt. Es ist charakteristisch für den Entwicklungsgang der tschechischen Sozialdemokratie, daß sie das den Přeburgern gewaltiam auferdrängte neue Stadtrats als demokratisch zu bezeichnen den Mut besitzt. Uebrigens brüsten sich die tschechischen Sozialdemokraten in derselben Nummer ihres Gewerkschaftsblattes auch damit, daß sie die Herabsetzung der Bezüge der Přeburger städtischen Arbeiterschaft um 20 Prozent verhindert hätten. In Wirklichkeit haben sie aber gegen den Beschluß des Stadtrates gar nichts eingewendet und erst dann den Rückzug angetreten, als unsere Genossen in Přeburka sich gegen diese unerhörte Lohnreduzierung zur Wehr setzten. Alles in allem — eine nette Entwicklung.

Die Ernennung des Finanzministers.

Das sonntägige Amtsblatt wird das Handschreiben des Präsidenten der Republik veröffentlichen, in welchem anstelle des verstorbenen Dr. Raichin Abg. Ing. Bohdan Bečka zum Finanzminister ernannt wird.

Das Zahlungsabkommen zwischen England und Amerika.

Aus dem Weltkrieg waren fast alle beteiligten Staaten mit ungeheuren auswärtigen Schulden hervorgegangen. Nur zwei von ihnen machten eine Ausnahme: die Vereinigten Staaten und Deutschland. Die ersten wegen ihres ungeheuren Reichtums, der ihnen gestattete, als Kreditgeber ihrer Bundesgenossen aufzutreten, das zweite aber, weil es allein stand und niemand ihm etwas borgte. Da Deutschland seinen Kriegsbedarf fast ausschließlich aus inneren Anleihen finanziert hat, die infolge der Geldentwertung so gut wie nicht bezahlt wurden, wäre Deutschland tatsächlich beinahe schuldenfrei aus dem Weltkrieg hervorgegangen, wenn ihm nicht Reparationen auferlegt worden wären. Es ist also nicht zu verkennen, daß in der Milderanziehung Deutschlands zu den Schuldenlasten ein gerechter Gedanke liegt, der freilich durch die ganze Behandlung des Problems, namentlich von französischer Seite, ins Sinnlose verzerrt wurde.

England hat im Krieg seinen europäischen Bundesgenossen Geld geliehen, es hat andererseits selbst in Amerika Geld geborgt und daselbe haben seine europäischen Alliierten getan. England ist infolgedessen an Amerika, Frankreich an England und Amerika verschuldet.

Als erster Staat hat es England unternommen, seine Schulden an Amerika zu regulieren. Es hat seinen Schatzkanzler Baldwin nach Washington geschickt und er hat dort ein Abkommen geschlossen, das vom amerikanischen Senat jetzt mit großer Mehrheit angenommen wurde. Danach wird England 62 Jahre lang jährlich 35 Millionen Pfund (an 700 Millionen Goldmark) an Amerika bezahlen. Man empfindet in England diese Last sehr schwer und man wird dort in Zukunft besser begreifen als bisher, was es bedeutet, wenn von Deutschland das drei- bis sechsfache dieses Betrages jährlich gefordert wird. Nach dieser Regelung stehen England und Amerika in einer gemeinsamen Gläubigerfront ihren europäischen Schuldner gegenüber, denen sie während des Krieges Geld geborgt haben. Die Grundlage für ein gemeinsames Vorgehen ist damit gegeben. Als wichtigster dieser beiden Schuldner kommt Frankreich für sie in Betracht.

Amerika und England sind daran interessiert, daß Frankreich bezahlt. Sie haben auf dem Kontinent nur wirtschaftliche, nicht politisch Interessen. Daraus erklärt sich, daß sie nur wünschen müssen, Deutschland solle bezahlen, was es irgend könne — denn nur, wenn Deutschland bezahlt, haben sie Hoffnung, auf ihre eigene Rechnung zu kommen — daß sie aber eine Politik verurteilen müssen, die sowohl Deutschland wie auch Frankreich zahlungsunfähig macht. Aus ihren Gläubigerinteressen erklärt sich die ablehnende Haltung, die sie gegenüber dem französischen Ruhrabenteurer einnehmen.

In diesem Spiel zwischen Gläubigern und Schuldnern ist dem geschlageneren Deutschland die Rolle des Gehehien zugefallen, den die Hunde beißen sollen. Während England unter der Last einer jährlichen Zahlungspflicht von 700 Millionen Goldmark nach einem Ausspruch Lloyd Georges geradezu leucht, hat man Deutschland zunächst Vermögensobjekte im Werte von rund 100 Milliarden Goldmark abgenommen, man fordert von ihm weitere Zahlungen von 2-4 Milliarden Goldmark jährlich, und wenn es die nicht leisten kann, schlägt man mit der Art die Tür seines Hauses ein und zertrümmert ihm sein Mobiliar.

Dasselbe Frankreich aber, das sich als Gläubiger wie ein Tölpel gebärdet, nimmt als Schuldner eine Haltung ein, die sich von jener Deutschlands nur zu ihren Ungunsten unterscheidet. Denn Deutschland hat an seine Gläubigen ungeheure Wert abgeführt, Frankreich aber hat seinen noch gar nichts geleistet. Deutschland betont seinen Willen zur weiteren Erfüllung, Frankreich hält es für selbstverständlich, daß ihm ein dreißigjähriges Moratorium gewährt werde, will also das Zahlen auf den Sanktimmerleinstag verschieben. Dieses gänzlich verschiedenen Haltungen Frankreichs einerseits als Gläubiger, andererseits als Schuldner, könnte einem Komödienten schreibe einen ausgezeichneten Stoff liefern. Bedeutete es nicht für die ganze Welt eine Tragödie.

Das Vorgehen Frankreichs ist in jeder Beziehung so aberwitzig, daß es auf die Dauer gar nicht aufrechterhalten werden kann. Der Aberwitz erreicht seinen Gipfel in den wiederholten Erklärungen der französischen Regierung, daß sie keinerlei Einmischung in ihren Konflikt mit Deutschland gestatten werde. Darin liegt gegen die Verbündeten Frankreichs im Weltkrieg, seine auf zahllose wartenden Gläubiger eine so grandiose Unverschämtheit, daß diese nur erst zum Bewußtsein des O. chern kommen müssen, um ihr Verhalten entsprechend einzurichten. Statt wirtschaftliche Fragen vernünftig zu ordnen, besteht Frankreich darauf, die Wirtschaft Europas in einen Scherbenhaufen zu verwandeln.

Deutschland hat keine Hoffnung auf Hilfe des Auslandes in dem Sinne, daß ihm geholfen würde, erfüllbaren Schuldverpflichtungen zu entgehen. In dieser Erfüllung sind Amerika und England selbst interessiert. Gerade darum aber werden sie sich mit der Rolle, in die sie von Frankreich gedrängt sind, auf die Dauer nicht bescheiden können. Sie werden hervortreten, wenn sich die Kur, die das Ruhrproletariat jetzt am französischen Imperialismus vollzieht, als fräftig genug erweist, um eine erfolgreiche Nachbehandlung zu gestatten.

Nach tschechoslowakischem Vorbild.

Die Französerung des Schuldwesens im Saargebiet.

Im Widerspruch mit den Bestimmungen des Friedensvertrages haben die Franzosen im Saargebiet französische Schulen für die deutschen Kinder des Saargebietes errichtet. Es bestehen bis jetzt im Saargebiet in 15 Orten französische Schulen. Dazu kommen mindestens eine Mittelschule, eine Fortbildungsschule, vier Abteilungen für Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsunterricht für 15- bis 19jährige. In Heiligenwald waren früher 15 katholische Klassen mit 700 Kindern und 5 evangelische Klassen mit 250 Kindern. Davon sind zu französischen Schulen übergegangen 450 katholische und 100 evangelische Kinder. Eingegangen sind neun katholische und zwei evangelische Klassen. In Friedrichsthal ist bereits ein Haus für eine neue französische Schule gekauft; auch in Bliesen, Alweiler und Ober-Vinsweiler steht die Errichtung französischer Schulen bevor. Es kommt noch hinzu, daß bei den Werkhulsherklassen seit Juni 1922 Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsabteilungen gegründet werden, die allen jugendlichen Bewohnern des Saargebietes vom 15. bis 18. Lebensjahr offenstehen. Solche Berufsabteilungen bestehen z. B. in Reunfrichen, Zuffenthal, Sulzbach und Götterborn. Bisher sollen nach zuverlässigen Nachrichten mehr als 4000 deutsche Kinder in die französischen Schulen übergetreten sein.

Upton Sinclair.

Von Albert Ehrenstein.

Wir wissen wenig von amerikanischer Literatur. Die Belesenen quälten sich durch die gediegene Langweile der Emerson, Longfellow, Thoreau, Washington Irving — Erscheinungen von einem Format, das nicht zu einer Entdeckung Amerikas herausforderte. Als wir Kinder waren, liebten wir den großen Herold der Rothhaut: Cooper, nicht den Zeit-Schüler und Meister pseudo-historischer Epik, sondern seine menschliche, fühlende Brust, die den aussterbenden Trojanern des Westens Liebe und blutige Tränen wehte, die noch von manchem Anabonung zu Boden fallen werden, wenn längst schon der letzte Indianer im Brauntwein ertrank. Als wir Jünglinge waren, bewunderten wir den Dämon des Grauens, das magische Gehirn Edgar Allan Poes. Sein Genie bebte in der panischen Furcht, es erkannte das Entsetzen und den Nord der Existenz, es träumte nach logischen Gesetzen kodifizierte Dichtungen auf den Gespensterinseln Hoffmanns; Poe lebte im Tode, im Jenseits, und starb an den Bürger der Heimat, den Philistern, die auf diesen Wanderer und mystischen Fährer am Feuerwasserstrom der Phantasie so lange mit ihren geibbedigen Fingern zeigten, bis er verhungerte. Er, der erste und einzige Entdecker des Südpols, der mit den haarsträubenden Schattenstrichen unverlöschbarer Flamme schritt die wunderreichen Abenteuer des Arthur Gordon Pym an die fahle Kalkwand amerikanischer Literaturgeschichte warf. Sie hat nur noch einen seines Ranges, den Mann Amerikas: Walt Whitman.

Mit Drei Worte sahen wir um das melanholische Lagerfeuer einfacher Holzfüller und sentimentaler Goldwäcker, seinen kurzen, eindringlichen Geschichten von lakonischen Rednern und großmütigen Dieben scheinen dort auch Maupassant und Kipling gelauscht zu haben, denn sie lernten von ihm, wie Mark Twain von ihm lernte. Wir lachen über Mark Twains unnachahmliches Gelächter — aber die erste Ahnung der Bitterkeit Amerikas ging uns erst auf, als wir das Leben des Krankenpflegers Walt Whitman lasen. Das allumfassende Herz dieses homerischen Sängers, das stark und frei und männlich allem Heroischen oder Mütterlichen zueingeweiht, die Leiden jedes irdischen Geschöpfes teilte, mit jedem Grassalm mitwuchs, aber auch mit jedem Gebirge, dieser hymnische Schiffskatalog der Erde begann seismisch zu erzittern, als Norden und Süden Amerikas aufeinander loszulegen. Whitman wußte nicht: Gewalt ist die Lösung Amerikas und dieser Welt. Er versuchte zu lindern, zu heilen, zu helfen. Er pries die Demokratie, aber Amerikas Leitwirt war von Anfang an — Freiheit nach außen, Brutalität nach innen. Das erste Unrecht: Mord an Millionen von Indianern und Büffeln. Die tierische Sklaverei dann, in der die Schwarzen daloben mühen beklagt auch in „Unkel Toms Hütte“ von der guten, alten Tante Beecher-Stowe, ward der Vorwand eines Bürgerkrieges. In der Geschichte der Menschheit war und ist bisher Menschlichkeit nur ein Vorwand, ein Muff im Pokerspiel. Der Norden litt wirtschaftlich unter der billigen Sklavenarbeit des Südens, da entdeckte er Menschenrechte.

Amerikas Rornen, Parzen, Schicksalsgöttinnen sind nicht die stüchtigen Foren: die Stunden, sondern die Ueberborenen, die zermalmen Ueberlebenden. Taufenerlei Unrecht, millionenfacher Mord geschah, geschieht in Amerika, zum Himmel schreiend, auf der Erde sinkend — spät erst

rohen es die Seelen, spät erhoben sich die ersten Ankläger: Frank Norris, Jack London, Upton Sinclair. Und neuerdings der Barbusse weit überstrahlende Dichter der „Drei Soldaten“: John Dos Passors. Mögen die Dichter, die vor ihnen waren, die Ausrottung der Roten durch die weißen Raubtiere, die Ausschachtung der Schwarzen durch weiße Bestien beklagt haben, sie erst sind die zolagezeugten Berichterstatter und Verkünder weißer Sklaverei, weißer Märtyrer und Blutzeugen. Unter ihren Augen wird aus der Kultur Korruption, aus der Zivilisation Prostitution, die Fabrik ist Ausbeutung, die Demokratie Humbug, das Geld ist Alleinherrscher, die Trüste des Kapitals zermahlen den arbeitenden Menschen.

Upton Sinclair wurde 1879 in Baltimore geboren. Ueber seine Kindheit und Jugend sagt er Interessantes in den einleitenden Kapiteln von „The Brass Check („Der Sündenlohn“), seiner instruktiven Studie über den amerikanischen Journalismus:

„Es war einmal ein kleiner Junge, ein netter kleiner Junge, den, wer ihn gekannt, auch gern gehabt hätte — wie wenigstens seine Mutter sagt. Er wurde in den Ueberlieferungen der alten Südstaaten erzogen, zu deren zwei wichtigsten Dingen der Welt gute Küche und gute Lebensart gehörten. Er folgte Vater und Mutter, als seine Erbsen mit der Gabel und bestrich niemals seine ganze Brotschritte mit Butter. Am Sonntag morgen wusch er seine Stiefel auf den Gang, büchsichte seine Kleider am Fenster aus und ging, nachdem er sich mit einem Paar engen Handschuhen aus Ziegenleder und einem stramm sitzenden kleinen braunen Hut angetan, mit seinen Eltern zur Kirche in die Fünfte Avenue. An Wochentagen lernte er eifrig, folgte seinen Lehrern, und auf jedem Gebiete des Denkens und Handelns glaubte er an das, was ihm von seinen Autoritäten gesagt wurde. Er lernte den Katechismus und hielt ihn für das unmittelbare Wort Gottes. Wurde er krank, und der Arzt kam, gab

er sich in des Doktors Hand mit einem Gesichte vollkommener Vertrauensseligkeit und Zufriedenheit: Der Arzt wußte, was zu tun war, tat es auch, und der kleine Junge wurde gesund. Späterhin entdeckte der Knabe die „New York Evening Post“, dieses vollkommene Ideal einer Zeitung für Ehrenmänner, und diese Blatt wurde ihm für Jahre zur Hauptquelle seiner Bildung... Der Junge war Zeuge verschiedener „Reformkampagnen“, die hauptsächlich von der „Evening Post“ und andern Blättern geführt wurden. Diese Kampagnen bestanden in der Veröffentlichung ganzer Seiten voll Bloßstellungen staatsbürgerlicher Fäulnis und Anklagen gegen Politiker im Amt. Der Knabe glaubte jedes Wort dieser Bloßstellungen, und es ist ihm niemals bekommen, daß die Zeitungen durch Mittel dieser Art ihren Verkauf steigern mochten; noch weniger ist ihm eingefallen, daß jemand in diesen Ausbrüchen ein Mittel finden könne, um den öffentlichen Geist von größerer und weniger misachteten Formen unrechtlcher Bereicherung („graft“) abzulenken.

Da gab einmal einen Kandidaten für die Bezirksanwaltschaft namens William Travers Jerome, einen Mann mit der typischen „Evening Post“-Gesinnung, somit einen idealen „Evening Post“-Kandidaten. Er führte eine „Wirbelwind“-Kampagne, sprach jeden Abend in einem halben Duzend Versammlungen und regte seine Zuhörer bis zur Raserei auf durch seine Aufzählung der Korruptionsfälle der städtischen Polizeimacht. Männer erhoben sich und stießen Aufse der Enttäuschung aus, Frauen wurden ohnmächtig oder fielen in Weintränke. Der Knabe grub seine Fingernägel in seine Handflächen, während der Redner den Schleier von Dingen wegzog, welche vor kleinen Jungen gewöhnlich verborgen bleiben. Der Redner schilderte das System der Prostitution, die jährlich Millionen der städtischen Polizei zahlt. Er malte ein Bild jener Räume aus, in welchen käufliche Frauen sich zur Schau

*) Auch heute noch wird es unsere Leser freuen, über den Dichter unseres Romans „Man nennt mich Zimmermann“ Näheres zu erfahren.

*) Die beste Uebersetzung der Werke Whitmans erschien zweibändig bei S. Fischer, Berlin und wurde von uns schon ausführlich gemeldet.

**) Deutsch in Reklams Universalbibliothek.

Frägt man nach den Ursachen dieses verhältnismäßig starken Zulaufes zu den französischen Schulen, so lautet die Antwort: Zuerst Brot und Beitzsche! Die französischen höheren Grubenbeamten lassen in ausgiebigem Maße den Franken rollen. Armen Familien, die ihre Kinder zur französischen Schule anmelden, werden Unterstützungen angeboten, Kleider, Schuhe usw. in Aussicht gestellt. Erleichtert wird ferner der Uebergang dadurch, daß in den Schulen außer dem französischen Direktor noch deutsche Lehrkräfte (Schulamtsbeamte und Bewerberinnen) unterrichten und die Unterrichtssprache, abgesehen von den französischen Stunden, vorläufig noch das Deutsche ist. Von den Grubenbeamten wurde als selbstverständlich angenommen, daß sie ihre Kinder zur französischen Schule schicken werden, weil die französische Bergwerksbehörde verlangt, daß ihre Angestellten ihre besonderen Vertrauensleute sein müssen. Sollte aber ein Grubenbeamter die Anmeldung seines Kindes unterlassen, so wurde er alsbald dringlich gemahnt, das Versäumnis nachzuholen. Wenn er fragte: „Muß ich mein Kind denn zur französischen Schule schicken?“ so erhielt er die bezeichnende Antwort: „Nein, Sie müssen nicht, aber wir müßten Sie auch nicht behalten!“ Selbst wenn ein Kind nur noch kurze Zeit die Schule zu besuchen hatte, wurde die Umschulung verlangt. Wenn gar Eltern einen Sohn haben, der Steiger oder Beamter werden will, so wird ihnen bedeutet, daß nur der Besuch der französischen Schule zu gehabenen Stellen berechtigt. In recht übler Lage sind die Bergleute, die in städtischen Wohnungen wohnen. Wollen Sie nicht riskieren, mit Weib und Kind auf die Straße gesetzt zu werden, so müssen sie ihre Kinder für die französische Schule anmelden. Wie stark dieser Druck empfunden wird, zeigen die Worte eines Schulmädchens: „Die Mutter hat gesagt, wir müßten unsere Gefinnung für Franken verkaufen!“ Bei einem derartig starken Druck ist der stehende große Zulauf zu den französischen Schulen leicht zu erklären.

Die Abwehr der Französisierung des Schulwesens im Saargebiet muß in erster Linie von den Saarbewohnern selbst ausgehen. Sämtliche Parteien und Fraktionen des Landrates, ausgenommen die Kommunisten, haben in einem Aufruf das Volk zur Erhaltung der zwischen Schule und Arbeiterklasse mit aller Entschiedenheit die Regierungskommission und die Franzosen auf die Ungefährlichkeit französischer Schulen hingewiesen. Die deutsche Regierung hat in einer ausführlichen Protestnote beim Völkerbund Einspruch erhoben und verlangt, daß die französischen Schulen, soweit sie nicht Volks- oder technische Schulen sind, aufgehoben werden und daß der Besuch der Schulen der französischen Grubenverwaltung auf die Kinder des französischen Personals beschränkt bleibt.

Der Friede im Nahen Osten.

Angora, 24. Feber. (Sabas.) Im Räte der Kommissäre wurde bezüglich der den Kaufmann Friedensvertrag betreffenden Vorschläge, welche heute der Nationalversammlung werden vorgelegt werden, ein Einvernehmen erzielt. Blättermeldungen zufolge ist die Nationalversammlung von Angora gegen jedwede weiteren Zugeständnisse. Es wird erklärt, daß die Entscheidung am Montag fallen wird.

stellen und auf- und abgehende Männer sie in Augenblicke nehmen, um eine von ihnen auszuwählen, wie sie etwa ein Tier auf dem Markte wählen. Der Mann zahlte seine drei Dollar oder seine fünf Dollar einem Kassierer am Fenster und erhält hierfür eine Messingmarke; dann geht er nach oben und bezahlt mit dieser Marke die von ihm gewählte Frau für ihre Gunstbezeugung. Und plötzlich griff der Redner in die Tasche und nahm aus ihr ein Stück Metall heraus. „Sehet her!“ schrie er. „Die ist der Preis für eines Weibes Schande!“ Dem Jungen in der Zuhörerschaft galt dieser „Brahm Ched“ als das Sinnbild der äußersten Verderbtheit der Welt. Abend für Abend nahm er an diesen Versammlungen teil, um am nächsten Tage die Berichte darüber in den Zeitungen zu lesen. . . . Der Kandidat wurde in einem Sturmwind der Erregung in das angestrebte Amt gesetzt und tat, was noch alle „Evening-Post“-Kandidaten getan und immer tun — nämlich: nichts. Vier lange Jahre wartete der Junge, verdirrt und angewidert und zuletzt in Wut. So lernte er die grünnige Lehre, daß es mehr als eine Gattung von Parasiten gibt, die sich von menschlicher Schwäche mästen, daß es mehr als eine Art von Prostitution gibt, die durch den „Brahm Ched“ verfinstert werden könnte. . . .

Der Jüngling ging auf und davon und verbarg sich in einer Hütte der kanadischen Wildnis und schrieb, was ihn erfüllte: den großen amerikanischen Roman. Es war das eine sehr untreue Betätigung, die jedoch einen neun stücklichen Antriebs in sich barg. Und der Jüngling glaubte ernstlich, daß sie die Welt zum Pfad der Liebe und Gerechtigkeit belehren müsse. Er trug die Niederschrift zu den Verlegern, von denen einer nach dem anderen sie ablehnte. Sie billigten dem Inhalt einen gewissen Verdienst zu, doch sei solches Zeug unverkäuflich. So unglücklich es dem Jüngling auch scheinen mochte, die Verleger urteilten über den Embryo eines Buches und dessen

Unser Kampf gegen das Schutzgesetz.

Protestversammlung in Brünn.

Freitag abends veranstaltete die Brünnener Fortschrittorganisation im Saal des Arbeiterbildungsvereins eine öffentliche Protestversammlung gegen das sogenannte „Schutzgesetz“. Der Besuch der Versammlung, welche Genosse Wellan leitete, war ein sehr guter. Das Referat erstattete Senator Genosse Prof. Polach. Der Redner schilderte vorerst die Entstehung des Schutzgesetzes, an dessen Wiege die tschechische Sozialdemokratie Partizipation stand und legte dar, mit welcher Eile dieses Schandgesetz, das das Ende der Lüge von der Demokratie in der Tschechoslowakei bedeutet, unter Dach und Fach gebracht wird. Genosse Polach übte dann scharfe, aber sachliche Kritik an dem Verhalten der tschechischen Sozialdemokraten und erörterte die einzelnen Paragraphen dieses gegen die Arbeiterschaft gerichteten Gesetzes. Die mehr als einstündigen Darlegungen des Referenten, welche stellenweise von stürmischen Zustimmungsrufen der Zuhörer begleitet wurden, klangen in der Aufforderung aus, die Arbeiterschaft möge aus diesem Gesetze die einzig richtige Lehre ziehen: mehr als bisher sich in den Organisationen zusammenschließen und mit erneuerter Kraft in den Kampf gegen die Reaktion zu Felde zu ziehen. Alle bisherigen Ausnahmsgesetze haben den Kampfesmut der Arbeiterklasse nur gestärkt und so wird es auch bei diesem Ausnahmsgesetz der Fall sein. Für den Gedanken des wahren Sozialismus unentwegt zu kämpfen, muß unsere Parole sein. Stürmischer Beifall lohnte die trefflichen Ausführungen des Genossen Polach. — folgende

Resolution

Die versammelte Arbeiterschaft spricht ihre schärfste Entrüstung über die Absicht der Regierungsparteien aus, einen dauernden Ausnahmezustand durch das Gesetz zum sogenannten Schutze der Republik zu schaffen. Es sollen die Organisationen der Arbeiter durch dieses samose Nachwort in ihrer Tätigkeit und in ihrem Bestande schwer be-

droht, die politischen Verfolgungen wesentlich verschärft, die großen Rechte, politische Meinungen in Wort und Schrift zu äußern, beseitigt werden. Jeder freie politische Kampf soll durch die reaktionäre Bürokratie und die politische Justiz mit Gewalt und nach Willkür niedergeschlagen werden.

Die Versammlung billigt den Protest der sozialdemokratischen Abgeordneten im Verfassungsausschuß und stimmt mit deren Auffassung überein, an diesem reaktionären Gesetze jede legale Mitarbeit zu verweigern.

Die Regierung und die sie stützenden politischen Parteien werden die Erfahrung machen, daß die Arbeiterschaft nicht bereit ist, sich eine solche polizeiliche Ausnahmsgesetzgebung gefallen zu lassen. Ihr Kampf gegen den kapitalistischen Klassenstaat, gegen die politische Unterdrückung und die nationale Fremdherrschaft wird unter allen Umständen mutig und tapfer weitergeführt werden. Nach den geschichtlichen Perioden von Sozialisten- und Ausnahmsgesetzen ist die sozialdemokratische Partei, die politische Kampforganisation des revolutionären Proletariates, stets stärker und kräftiger geworden. Dahin auch in der Tschechoslowakei zu wirken, ist der feste, unbegleibliche Wille des deutschen Proletariates.

Nach einem anfeuernden Schlußwort des Vorsitzenden wurde die Versammlung, die natürlich, dem demokratischen tschechoslowakischen Prinzip entsprechend, von einem Regierungsvertreter bewacht wurde und der auch einige „Geheime“ beivohnten, geschlossen.

Heute, Sonntag den 25. Feber, vormittags 10 Uhr, finden „Protestversammlungen“ gegen den gesetzlichen Ausnahmezustand“ in folgenden Orten statt:

- Karlsbad, Becherplatz.
- Falkenau, Hotel Weber.
- Chodau, Hotel „Roter Hirsch“.
- Kendel, „Drei Linden“.

Die tschechische Sozialdemokratie am Scheideweg.

In einem Aufsatz obigen Namens billigt die „Arbeiterzeitung“ den Auszug der Opposition aus dem Verfassungsausschuß. Sie findet das Vorgehen richtig, weil der Gesetzentwurf in seiner Anlage, in seinen Absichten, in jeder Einzelheit ein unmögliches Ausnahmsgesetz ist, dem gegenüber es nur den Standpunkt der unbedingten Ablehnung geben darf, und sagt weiter:

Die Entscheidung liegt bei der tschechischen Sozialdemokratie, und man kann nur lebhaft wünschen, daß sie im letzten Augenblick den Weg zu den Grundgesetzen und Ueberlieferungen zurückfinde, die sie einstmalig geleitet und ihren Ruhm in der politischen Entwicklung begründet haben. Vor allem ist es um ihretwillen zu wünschen, um ihre Möglichkeiten für die Zukunft nicht zu verächtlichen. Denn darüber können sich die alten Führer der Partei doch keinem Zweifel hingeben: daß die Arbeiter ein solches Ausnahmsgesetz nicht billigen würden, daß ihnen die Erdrosselung der politischen Freiheit, die mit diesem Gesetze bewerkstelligt werden soll, ein Grauel ist, und daß die Arbeiterpartei die sich mit der Beschließung eines sol-

chen Gesetzes befaßt, welches, wenn die Herrschenden im alten Oesterreich mit ihm ausgerückt wären, von dem Jorne der gesamten Arbeiterschaft weggesetzt worden wäre, daß eine solche Arbeiterpartei von den Arbeitern verworfen wird. Dieses Gesetz wäre eine Waffe in den Händen der bürgerlichen Klassen, die sich in Wahrheit gegen alle Arbeiter kehren würde, denn politische Justiz im Klassenstaat kann nur Klassenjustiz sein. Die tschechischen Sozialdemokraten gehören heute der Regierungskoalition an; wer verbürgt ihnen aber, daß sie in dieser Koalition immer willkommen sein werden oder daß es ihnen möglich sein wird, sich zu ihr immer zu bekennen? Aber dann stehen die Arbeiter einer Staatsgewalt gegenüber, die mit einem Gesetze ausgerüstet ist, das sie übermächtig macht, das einer kämpfenden Partei jede Bewegungsfreiheit raubt, und wehe der Arbeiterpartei, die die Arbeiter für diesen Zustand, der sie um Jahrzehnte zurückwerfen könnte, mit Recht verantwortlich machen müßten! Eine Arbeiterpartei, die ein Ausnahmsgesetz beschließen wollte, das seine Spitze und Schärfe in letzter Hinsicht gegen Arbeiter lehrt: das wäre wohl eine solche Ungeheuerlichkeit, daß sie die Arbeiter nie verzeihen würden.

Gewiß ist es begreiflich und aller Ehren wert, daß die tschechische Sozialdemokratie an der Republik hängt, an deren Gründung sie einen so

starken Anteil hatte und die sicherlich auch ein Schritt auf dem Wege des proletarischen Befreiungskampfes ist. Aber es ist entweder eine Selbsttäuschung oder eine Gaukelei, wenn die Sachlage so geschildert wird, daß es die Republik sei, die von Gefahren bedroht wäre, gegen die das Ausnahmsgesetz ausgedient werden soll. Was bestritten und, wenn man will, bedroht wird, ist die Alleinherrschaft des Tschechentums in der Republik, die mit den tatsächlichen Verhältnissen in der Tschechoslowakei in so schreiendem und aufreißendem Kontrast steht; und was bedroht wird, ist das bürgerlich-kapitalistische Wesen dieser tschechischen Republik, in der die Arbeiterklasse nur planmäßig zurückgedrängt wird. Diese Herrschaft aber, die da mit Gewalt und Kerker geschützt werden soll, ist, weil ungerecht, ungesund; und wenn man alle, die mit der Republik unzufrieden sind, verfolgt und einsperrt, wird die Republik noch lange nicht gesund. Diesen Illusionen hat auch das alte Oesterreich angehängt; um so unheilvoller war dann das Erwachen. Wenn die herrschenden Klassen des Tschechentums nicht fähig oder nicht willens sind, die Republik auch für die nicht-tschechischen Nationen zu einer Heimstatt zu machen, in der sie sich nicht wie in einem Kerker fühlen; wenn sie nicht bereit sind, wenigstens der bürgerlichen Demokratie den vollen Durchbruch zu gewähren: so wird der Republik auch das schroffste Ausnahmsgesetz nichts nützen, im Gegenteil, die Uebel werden sich nur noch verschärfen. Aber in beiden Aufgaben, der Bereitung des nationalen Friedens und der demokratischen Erfüllung, sollte gerade die tschechische Sozialdemokratie bahnbrechend, führend wirken; ihr internationaler und ihr demokratischer Charakter verpflichtet sie dazu. Nun mag die Beteiligung an der Regierung auch einer sozialistischen Partei mancherlei Kompromisse aufbringen, aber die tragenden Grundzüge einer proletarischen Partei sind nicht das, was zurückgestellt werden darf; da kann es kein Aufgeben und kein Transigieren geben. Auf wen im tschechischen Volke sollen die nicht-tschechischen Nationen denn hoffen, wenn sich auch die tschechischen Sozialdemokraten zu den bürgerlichen Parteien schlagen, die die tschechoslowakische Republik als ein ausschließliches Besitztum der Tschechen betrachten? Und müssen dann nicht die tschechischen Arbeiter den Kommunisten zufließen, wenn sie wahrnehmen, daß ihre alte Partei in den bürgerlichen Auffassungen ganz versinkt? Die tschechischen Sozialdemokraten glauben der Republik einen Dienst zu tun, wenn sie dieses mit Blut geschriebene Ausnahmsgesetz unter ihre Fittiche nehmen. Aber in Wahrheit werden sie der Republik den größten, einen geschichtlichen Dienst leisten, wenn sie von dem Ausnahmsgesetz ihre Hand abziehen und mit dieser ganzen Politik, in der sie nur die Schleppträger der bürgerlichen Welt sind, ein Ende machen würden. Sie würden damit die Republik geradezu von neuem begründen.

Die tschechische Sozialdemokratie mag, durch die lange Beteiligung an der Regierungskoalition, im Augenblick von mancherlei Überwuchern sein, was den Zusammenhang mit der großen Kampfzeit des Proletariats nicht beugt. Aber es steckt doch in einer so alten und ruhmreichen Partei ein Ather proletarischer und demokratischer Kern, so daß kein internationaler Freund der tschechischen Partei die Hoffnung aufgeben mag, daß der Spul dieses Ausnahmsgesetzes doch verfliegen und die tschechische Sozialdemokratie, sich an alles erinnernd, was sie erduldet und gelitten, wofür sie gewirkt und gekämpft hat, wieder das sein wird, was sie sein muß, wenn sie ihre Stelle in der Internationale behaupten will: ein Hort der Demokratie und ein Hort der Internationale. Dann kann sie dieses Ausnahmsgesetz aber wahrlich nicht bewilligen.

Recht, zur Welt zu kommen, nicht nach dessen dichterischem Wert, nach seiner Schönheit, seinem neuartigen sittlichen Impuls, sondern ganz wie die Zeitungen das, was sie bringen, zu werten pflegen — nach seiner Verkäuflichkeit. Der Jüngling erwartete sich alsdann etwas Geld und veröffentlichte das Buch im Selbstverlag. . . .

In der nächsten Zeit lebte er von literarischem Tagelohn und ersorgte die Welt, in welcher Gedanken gekauft und verkauft werden. Ihm wurden scherzhafte Wendungen und Pläne zu Erzählungen gestohlen; ihm wurden Uebereinkommen gebrochen und Versprechungen nicht eingehalten. Er versuchte Dinge zu schreiben, die der Mühe wert waren, und erhielt die Auskunft, daß so was nicht „gehen“ würde; er versuchte, Buchkritiker zu werden, und fand heraus, daß der einzige Weg, um vorwärts zu kommen, der eines Betrügers war. . . .

So war die „literarische Welt“ beschaffen, in welcher Gedanken, dieser unschätzbare Besitz der Menschheit, zum Gegenstand des Tauschhandels und Verkaufes wurden. In jedem Zweige des literarischen Betriebes gab es zu niedrige Unlasterzeiten, solche Kränze des Schachers. Es gab immer zehnmal mehr Leute, die ihren Lebensunterhalt dort suchten, als der Beruf ernähren konnte. Sie hasteten nach Gelegenheiten, stießen einander mit dem Ellbogen aus ihrem Weg, und ihre Bemühungen wurden nicht etwa nach Maßgabe ihrer Wahrheitsliebe und ihres Schönheitsfinns, sondern nach ganz anderen Maßstäben entlohnt.

Allenthalten und über alles andere hasteten und stürzten sie die echte Idee des Genies, die sie beschämt und mit der Vernichtung ihres erbärmlichen Gewinns und der Sicherheit ihres Lebensunterhalts bedroht hätte. Vor diesen Dingen floh der junge Mann abermals in die Wildnis, lebte mit seinem jungen Weib in einem Zelt und schrieb eine Geschichte, in die er seine ganze Betrachtung der gro-

ßen Hauptstadt des Mammons hineingoh. Das war „Price Hagen“ . . .

Der junge Autor lehrte zu seinem häuslichen Herd zurück. Er verlebte einen andern Winter in New York, mit neuen Enttäuschungen und Erniedrigungen ringend, und floh dann den dritten Sommer in die Wildnis und legte seine Erfahrungen in „Arthur Stirlings Tagebuch“ nieder. Seine nächste Arbeit war „Manassas“, ein Roman aus der Zeit des Bürgerkrieges. Hierin legte ich alle meine Träume davon, was Amerika sein könnte, und verfas es mit dem Motto: „Die Bürger dieses Landes mögen ihre ererbte Mission erkennen!“ Aber die Leute dieses Landes waren in keiner Weise für ihre ererbte Mission zu interessieren. Die Leute dieses Landes machten Geld. Die Zeitungen dieses Landes weitesterten miteinander bei Erlangung von Geschäftsanzeigen für Whisky, Zigaretten und Seife. Und die Buchkritiker der literarischen Audrien dieser Zeitungen sicherten über Bücher, die von geschäftlicher Entartung erzählten, wie „Briefe eines durch eigene Kraft emporgekommenen Kaufmanns an seine Sohn“. Sie hatten keine Zeit, dem Publikum etwas über „Manassas“ zu erzählen; obgleich Jack London es „das beste Bürgerkriegsbuch, das er jemals gelesen“, nannte, und es mein einziges Buch ist, von dem auch die strengste Kritik nicht sagen kann, daß in ihm irgendwie Stimmungsmache enthalten sei. . . .

Es brach ein Ausstand der Lohnslaven des Fleischtrists in Chicago aus, und ich schrieb für den „Appeal to Reason“ ein an die Streikenden gerichtetes, auf einer Seite bedrucktes Blatt, worin ich ihnen die Wahrheit darzulegen suchte, die Peter Collier vor seiner halben Million kostbarer Abonnenten verhehlt hatte. Dieses Flugblatt fand bei den Sozialisten der Viechhöfe Anklang, und 30.000 Abdrücke wurden unter den besiegten Streikenden verteilt. Der „Appeal to Reason“ bot mir hierauf fünfshundert Dollar an, damit ich etwas zum Beissen hätte, während ich

einen Roman über das Leben jener Lohnslaven des Fleischtrists schrieb. So kam ich nach Padington und lebte dort sieben Wochen unter den Arbeitern, kam nach Hause und schrieb „The Jungle“ (Der Zumpf) . . . „Der Zumpf“ erschien in Fortsetzungen und verursachte eine schreckliche Menge von Erörterungen. Die Fleischpader, für ihre Profite kämpfend, setzten alle ihre Patricien dagegen in Wirksamkeit. . . .

Dies war der Anfang einer kämpferischen Wirksamkeit, die Upton Sinclair von Anbeginn in Kontrast und Konflikt mit dem Kapital und der kapitalistischen Presse bringen mußte, die ihn von da an zu den „Schmutztaufwühlern“ rechnete. Er hatte sie und die Amme ihrer Lügen, das Amerika beherrschende Telegraphen- und Nachrichtenbureau „Associated Press“ seither stets gegen sich. Der Amerika, das es durchaus nicht besser hat (wie Goethe wählte), im Innersten erkennen will, die Betrugsmethoden seiner Trusts, Warenhäuser und Zeitungen, all die Mriaden von Schwindelberichten, die über Arbeiter und Streiks von der Preshydra in die Welt gesetzt wurden, der lese Upton Sinclairs Dokumentensammlung „Der Sündenlohn“ (im Neuen Geist-Verlag, Leipzig, erschienen). Er lese aber auch die anderen Werke Sinclairs, die, meist von seiner besten Feder, Interpretin Fernynia zur Mühlen vortrefflich ins Deutsche überfetzt, die gewinnstüchtigen und mordtätigen Methoden des Mammonismus auf allen Gebieten enthüllen, aufdecken, rüchbar machen, anklagen.

Seine Gestalten stehen auf der Erde: in jenem heuchlerischen Amerika, das den Genuß des Alkohols durch Verbote wehrt. In Sinclair lebt ein großer Gegner aller Pharisäer. Ob Sinclair nun in „Samuel, der Zuchende“ einen reinen Toren schildert, einen Parzival von heute, einen Idealnaben, den des Volkes Bedrückung früh aufweist, des Kapitals Polizei früh abrufst — ins Grab streckt; ob er in „Metropolis“ die kleinen und großen Untaten der Kleinen und großen

Tages-Neuigkeiten.

So war es nicht gedacht!

Von Alphonse Bergold.

So war es nicht gedacht, daß Millionen Knechte Wenigen Herren dienstbar müssen sein, Auf einen Tag sich häufen tausend Nächte Mit einer Kerkerlampe träben Weiden, Und daß der Felder Korn, der Wein tausender Berge

Die Schwern-füllt, die Schloß und Kiesel sperrt. Indes die Armen vom erlöschenden Herd Sich qualvoll hungern in die Weichholzfüge, Und daß sich Mauern bebend aus dem Boden In vielen Häusern ohne Luft und Licht In denen die Lebendigen den Toten Anneiden ihr verschüttetes Gesicht, Und daß ein gelbes, ausgeblühtes Feuer, In Stein erstarrt, als geile Gottheit thronet, Die wie Karthagos Höhenungeheuer, Beim Opferdienst die Kinder nicht verschont, Und daß zuletzt ein jeder Menschenswille Sich wie ein Dolch nach Blut und Morde schneht, Und in der schwülen, giftdurchschwollenen Stille Der Körper rambtgleich zum Sprunge dehnt.

Wie die Wiener Arbeiter ihren Toten bestatteten.

Das Begräbnis des von den Monarchisten ermordeten Genossen Birneder.

Wien, 24. Feber. (Eigenbericht.) Die Leichenfeier noch dem von den Monarchisten ermordeten Wiener Genossen, dem Arbeiter Franz Birneder, fand gestern statt und gestaltete sich, wie uns aus Wien berichtet wird, zu einer gewaltigen Kundgebung der Wiener Arbeiterklasse. In den Hauptstraßen von Mitteldorf, vor allem in der Linzerstraße, standen die Arbeiter in dichtem Spalier. Die Leiche war im Baumgartner Kasino aufgebahrt. Der Saal war bis zur Decke mit schwarzen Tüchern angehängt und in der Mitte stand unter einem schwarzen Baldachin auf einem schwarzen Katafal der Sarg, mit einem roten Tuche bedekt, welches die letzten Grüße der Arbeiter der Temperierwerke und des Verbandes der chemischen Arbeiter trug. In der Reihe hielten Vertrauensmänner der Arbeiter der Temperierwerke die Ehrenwache, Abordnungen der Arbeiter der städtischen Gaswerke und des Verbandes der chemischen Arbeiter und andere Abordnungen waren in großer Menge erschienen. Außerdem hatte die Gewerkschaftskommission, der Parteivorstand und die Gemeindevertretung Vertreter entsendet. Den Nachruf hielt Präsident Seis, der darauf hinwies, daß dieser Ruch die Arbeiterklasse auf tiefste erschüttert hat, weil sich zum ersten Mal in Oesterreich die Kulturjahre ereignete, daß ein schändes Geld gedungene Leute mit Mordwaffen auf die Straße hinausgeschickt wurden. Die Sozialdemokraten haben immer die Gewalt verabscheut und sind immer für die friedliche Entwicklung eingetreten. „Aber wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, dann sind wir auch bereit, Gewalt mit Gewalt abzuwehren.“ Dann sprach noch der Obmann des Verbandes der chemischen Arbeiter Bombach, worauf der Sarg in den Leichenwagen gehoben wurde. Ehrfurcht war das Jammern der Frau und der Mutter des ermordeten Genossen. Der Leichenzug bewegte sich sodann durch die Hauptstraßen von Mitteldorf und Baumgarten auf den Baumgartner Friedhof, wo ebenfalls kurze Nachrufe gehalten wurden. Die Feier hatte einen Umfang wie selten eine.

Die Partei der Anrufer. Im Rheinland hat ein Genosse eine Statistik des kommunistischen Parole-Barometers in einem Kopfblatt des „Ruhr-Echo“ vorgenommen und dabei festgestellt, daß das Blatt in seinen 391 bisher erschienenen Nummern die Meinigkeit von 469 Aufrufen, Forderungen, Wäfen usw. verbreiten hat. Soll man sich dabei wundern, daß vor lauter Wirrwarr in den Köpfen die Kommunisten nicht mehr wissen, was sie wollen?

Zum Rücktritt des Rektors Steinberg erhalten seit folgender Mitteilung: Rektor Steinberg hat seit Dezember 1922, da er in Angelegenheit des Studentenstreiks verhandelte, mit Minister Beckhne nicht gesprochen, weder persönlich noch telephonisch. Das Gesuch, in welchem er seine Würde als Rektor freiwillig niederlegt, hat er persönlich dem Sektionschef Dr. Matouš überreicht und mit ihm kaum fünf Minuten gesprochen. Zeißler ist Rektor Steinberg mit keinem Organ des Schulministeriums in Fühlung gewesen.

Vortrag Dr. Gieswein. Wir Sozialisten stehen trotz prinzipieller Gegensätze in der Auffassung der Kampfmethoden um des verwandten Zieles willen dem bürgerlichen Pazifismus nicht unsympathisch gegenüber. Wir freuen uns über eine Volkspartei des Friedens und der Völkerverständigung um so mehr, wenn sie aus einem Lande kommt, das uns in den letzten Jahren so wenig Erfreuliches gebracht hat, dessen Regierung die Gewalt zum Leistern der inneren und den Gedanken der Rache zum Prinzip der äußeren Politik macht. Ungarn zählt leider wenige Persönlichkeiten, die als Menschen und Politiker so sympathisch sein können, wie der Bräut Dr. Alexander Gieswein, der über Einladung der Redaktion der „Wahrheit“ gestern im Mozarteum über die Aufgaben des Pazifismus vor einem kleinen Kreis geladener Gäste sprach. In dem Lande, in dem eine übermütige Genutheit seit je eine unvernünftige und gewissenlose Gewaltpolitik trieb, hat Dr. Gieswein schon vor dem Kriege als Demokrat gewirkt und erst in jüngster Zeit hat er wieder die ehelich republikanischen Männer des ungarischen Parlamentes zu sammeln begonnen. Man hört doppelt gern zu, wenn ein Mann auf der Rednertribüne steht, der gezeigt hat, daß er auch mit Taten für seine Ideen eingetreten weiß. Dr. Gieswein kennzeichnet die Menschheit als einheitlichen Träger großer Kulturen, zu denen alle Nationen, auch die kleinsten, Wertvolles beitragen. Die Harmonie, die das hohe Mittelalter befeelt und sich in Danies „Divina comedia“ wie in den Dornen der Gotik spiegelt, möchte er wieder erstehen lassen. Er schilderte die uralte Sehnsucht der Völker nach dem ewigen Frieden und sprach mit prächtigem Optimismus von seiner Hoffnung, daß die Menschheit durch diesen Krieg belehrt, endlich die Waffen niederlegen werde. Zwei Sätze des Vortragenden möchte ich als besonders bemerkenswert herausheben: er sprach von der entscheidenden Bedeutung der wirtschaftlichen Interessen bei Vermeidung eines Krieges und von dem künstlichen Hineintragen des Hasses in die an sich friedlichen Volksmassen. Hier ist eine deutlich bemerkbare Brücke zum Pazifismus, wie wir Sozialisten ihn verstehen. Allerdings haben die Massen des Volkes ein Interesse an der Erhaltung des Friedens, aber die herrschende Klasse braucht eben aus wirtschaftlichen Gründen den Krieg und weiß ihn herbeizuführen. So freudig wir daher den Pazifismus einzelner Kreise der Bourgeoisie begrüßen, können wir das Reich des ewigen Friedens nur in der sozialistischen Gesellschaft sehen. Ich denke an ein Wort des großen Utopisten Thomas Morus, das ungefähr besagt: „Werden diejenigen

die bestehenden Mißstände abstellen, die dabei geüben? Nur von denen, die unter den alten Zuständen leiden, ist zu erwarten, daß sie neue herbeiführen.“

Die Instruktionen an der deutschen Universitäten. Mit dem gestrigen Tage hat die offizielle Instruktion für das Sommersemester mit Ausnahme der juristischen Fakultät, an welcher sie wegen der eben abgehaltenen Staatsprüfungen bis Ende Feber verlängert wurde, geschlossen. Wie alljährlich, zeigt sich auch heuer für das Sommersemester ein großer Abgang von Studierenden infolge Absolvierung, Promotion, Abgang an andere Universitäten usw. Bis gestern waren 2000 Studierende instruiert. Dazu kommen dann noch die Juristen und diejenigen, welche um Befreiung von der Zahlung des Kollegiengeldes angeführt haben und die übrigen Nachinstruierungen, welche bis zum Beginn der Osterferien dauern.

Lobdman auf Reisen. Der ehemalige Landeshauptmann von Deutschböhmen, der desanierte Erreiter der Subetendeutschen aus Slavennot, Abg. Dr. Lobdman-Kuen hält am Samstag den 24. Februar in Olmütz eine Versammlung ab. Ursprünglich sollte diese Versammlung in größten Olmüher Saale, im städtischen Redoutensaal, abgehalten werden. Der Olmüher Gemeinderat hat jedoch den Saal nicht zur Verfügung gestellt und so haben sich die Deutschböhmen von Olmütz genötigt, einen anderen Saal ausfindig zu machen. Das Allernatürlichste war, daß sie sich an den Turnverein wandten, in dessen geräumiger Turnhalle ja Dr. Lobdman schon seinerzeit bei den letzten Wahlen ein „arohangelegtes“ Referat vor den versammelten Spießbürger hielt, während von der Galerie der Turnhalle die hauseigene hünzige Olmüher Mittelschuljugend den nützigen „Heil“-Krawall machte, um den wenig sachlichen Ausführungen ihres „Volkshelden“ das germanische Gepräge zu geben. Doch auch mit der Turnhalle war es diesmal nicht, denn die dort abgehaltenen abgehaltenen Kinovorstellungen sind für den Turnverein weit rentabler als eine Lobdmanversammlung. So blieb den Olmüher Deutschböhmen nicht anderes übrig — in das Gewerkschaftsheim konnten sie doch nicht gehen —, als beim liberalen „Deutschen Kasino“ um die Ueberlassung des großen Kasinoales anzusuchen, in dem nun Dr. Lobdman ganz im internen Kreise seiner nächsten Olmüher Bekannten sprechen wird. Denn die „große Lobdmanversammlung“, von der die Olmüher „Deutschen“ seit Wochen bereits als von einer großen Berechnung mit den Sozialdemokraten herumsprachen, ist nur für — Geladene bestimmt, da sich Herr Lobdman auch nicht näher angeführten Gründen im letzten Augenblick entschlossen hat, statt in einer öffentlichen Versammlung nur im Rahmen des „Deutschen Vereines“ zu sprechen. Hoffentlich verzieht der „Deutsche Verein“ bei der Ausübung der Einladungen auf einige Ausschlußmitglieder des „Deutschen Kasinos“. Es ist nur von wegen des rein artistischen Charakters der Lobdmanversammlung.

Die weiße Fahne. Samstag vormittags nach elf Uhr flatterte zum Erstaunen der Vorübergehenden vom Briinner Rathaussturm eine weiße Fahne. Es ist dies ein alter Brauch, sie zu hissen, wenn sich kein Häfling im Gefängnis befindet. Dieser Fall war zur genannten Stunde zum erstenmal seit 15 Jahren eingetreten. Leider prangte der Rathaussturm nicht lange in seinem jungfräulichen Unschuldskleid, denn schon nach einer Stunde wurde ein Häfling eingeliefert und um zwölf Uhr wurde das weiße Tuch, dessen Beschaffung der Polizei einige Schwierigkeiten bereitet hatte, wieder eingezogen.

42 Parteien in Jugoslawien. Für die am 18. März in Jugoslawien stattfindenden Wahlen

haben bis jetzt 42 Parteien ihre Wahllisten eingereicht und die Kandidaten für die Stupschin nominiert.

Unerkannte radiotelegraphische Stationen. Wie das Postministerium mitteilt, wurde festgestellt, daß in der letzten Zeit im Gebiete der tschechoslowakischen Republik von verschiedenen Anstalten radiotelegraphische Stationen ohne Bewilligung errichtet wurden. Das Postministerium macht die Besitzer dieser Stationen aufmerksam, daß diese Stationen beschlagnahmt und vernichtet werden können. Bei dieser Gelegenheit weist die staatliche Telegraphenverwaltung darauf hin, daß sofort nach der Konklusionierung des soeben der Parlamente vorgelegten Telegraphengesetzes das Postministerium mit den interessierten Kreise darüber verhandeln wird, auf welche Weise es Geseh wegen der Erlaubnis der Errichtung von Radiostationen geschaffen werden soll. Das Postministerium trägt sich mit der Absicht, der Regierung vorzuschlagen, daß die Errichtung von Radiostationen den Hochschulen, einzelnen Mittelschulen sowie eigens dazu privilegierten Fabriken, Schiffen und Flugzeugen gestattet werden soll. Unter gewissen Bedingungen soll die Errichtung von Radiostationen auch Elektrizitätswerken, Wasserwerken und anderen gemeinnützigen Unternehmungen bewilligt werden, weiters Gesellschaften, die von Staate die Bewilligung erhalten haben, Betrieben, Eisenbahnen u. dal. weiter zu verbreiten. Empfangsstationen sollen auch jene Instituten oder Unternehmungen bewilligt werden, die bestimmte Nachrichten übernehmen, die ihnen durch die Staatstelegraphenverwaltung oder durch bevollmächtigte Gesellschaften übermitten werden. Alle übrigen Nachrichten über die Anstellung von Bewilligungen zur Errichtung von Radiostationen, die in der letzten Zeit im Umlauf sind, bezeichnet das Postministerium als unrichtig.

Verhaftung eines Hochstaplers. Wie die „Prager Presse“ aus Berlin berichtet, wurde in Danzig ein polnischer Landarbeiter verhaftet, der in Berlin als Fürst Sapieha bekannt war und ein Haus, das ihm gar nicht gehört dreimal zu verkaufen verband. Der Hochstapler hat in Danzig eine wehrtechnische Gefährdungsanstalt errichten wollen und wurde auf einem Vorort bei Danzig in dem Augenblicke festgenommen, als er einen Zug nach Warschau besteigen wollte.

Die Verurteilung von Eisenbahnwaggons in Warschau. Da sich die Klagen über Verurteilung von Waggons und Waggons durch Reisende mehrten, hat die Eisenbahnverwaltung beschlossen, im Gültigkeit vom 1. März eigene Strafen für die Verurteilung von Waggons und Waggons, sei es durch Wegwerfen von Papier usw. einzuführen. Die Strafen bewegen sich zwischen 2 bis 35 K. Gleichzeitig wird eine neue Preisbestimmung für den Gebrauch von beschädigten Waggoneinrichtungen eingeführt. Auch die Strafbestimmungen für das Rauchen in Räumen, die ausdrücklich mit der Tafel für Nicht raucher gekennzeichnet sind, werden verschärft werden.

Eindruck. In der Nacht auf gestern wurde in Magasin der Inwalidengesellschaft in Prag-Mare ein Eindruck verübt, wobei der Täter Schuße, Anzüge, Sacktücher usw. im Werte von 20.00 Kronen in die Hände fielen. Nach den Tätern wird gefahndet.

Ausgabe von Marken für Straßenbahn-Abonnementskarten. Die Marken für den Monat März werden vom 28. Feber bis 3. März im Neuen Rathaus und in allen Remisen der Prager Straßenbahn ausgegeben werden. In der Ausgabezelle „u Zin dika“ werden nur neue Marken ausgegeben werden.

Selbstmord. Samstag abends um halb 7 Uhr erschoss sich auf der Sossininsel der Arzt Dr. P. W. aus unbekanntem Gründen.

Millionäre anprangert (wie bereits flüchtiger im „Industriebaron“), ob er im „König Röhle“ die Verbrechen der Kohlenmagnaten ausmalt und die blutbespritzten Akten der Bergwerksflaven erläutern läßt; ob er in „Der Liebe Pilgerfahrt“ die Schwächen einer in Bedrängtheit des Scheitens und der Materie rasch alternden Ehe schildert; in „Jimmie Higgins“ die Leiden und Freuden eines modernen, kleinen Sozialisten, eines in den Krieg getriebenen, in den Wahnsinn gekauften Menschen oder in „100 Prozent“ die Laufbahn eines patriotischen Spiegels, in „Mobland“ („Man nennt mich Zimmermann“) die Abenteuer Christi, wenn er das Malheur gehabt hätte, innerhalb des Machtbereiches der amerikanischen Plutokratie und Geldwelt wiedergeboren zu werden — Upton Sinclair hat Herz für die Mühseligkeiten und Arbeitsüberlastungen, er durchschaut das Resettreiben der Börsenwucherer, deren Tempel eine gigantische Kasse ist, er weiß, daß es auf Erden nur einen Götzen gibt: Wallstreet. Und Roosevelt oder Taft oder Wilson oder Harding ist der Agent dieses Götzen.

Upton Sinclair ist ein Mensch — so versagt er nie und da; Anarchisten sind ihm ein Grauel, denn sie bringen die Gewalt. Trotzdem war er für den Kriegseintritt Amerikas — für die Gewalt gegen Habsburger und Hohenzollern. Nichtsdestoweniger: man studiere alle seine Romane (Deutsch erschienen bei Neuenhauer, im Wall-Verlag und bei Sponholz). Er ist ein Romancier der Fabriken und Bergwerke und als Revolutionär aufreizender als er ahnt. Und er schrieb in „Jimmie Higgins“ eines der besten Bücher gegen den Krieg, den das blutrünstige Kapitel, Menschenleben in Detonationen mordend, selbst immer noch riskolos als ein Geschäft in sich ansträgt.

Upton Sinclair ist ein prophetischer Kämpfer für das hungernde, überarbeitete, ausgejagte Volk.

Die tschechischen Legionen in Rußland.*

Die tschechische Armee in Rußland ist aus jener kleinen „Duzina“ entstanden, die sich bei Beginn des Krieges aus den in Rußland wohnenden, meist jarristisch gesinnten Tschechen gebildet hatte. Ein neuer Geist kam durch die Gefangenen dazu und es bildeten sich allmählich zwei Gruppen, von denen die eine die Führung des reaktionären Duzich; die andere der Masaryks folgte. Erst mit der Märzrevolution des Jahres 1917 wuchs die Armee stärker an und sie wurde durch die Ankunft Masaryks konsolidiert, dem es auch gelang, die durch die Spaltung des russischen Proletariats auch für sie drohende Spaltung durch die Parole der Neutralität im russischen Bürgerkrieg zu überwinden. Unterstützt wurde er dabei durch die von den Soldaten gewählten Komitees, die sich schon früher durchgesetzt hatten. Nachdem im November 1917 der Versuch, die tschechischen Regimenter den russischen Generalen zur Niederwerfung der Bolschewiken zur Verfügung zu stellen, an ihrem Widerstand gescheitert war, ging die Demokratisierung und Revolutionierung der Armee rasch vorwärts. Allerdings unter dem Widerstand der reaktionären Offiziere, die ihre Gewalt durch die „Komitees“ eingeengt sahen. Sollte die Schlagfertigkeit der Armee erhalten werden, so mußte, da bei Freiwilligen ein Diktat von oben kaum möglich

* Wir folgen in unseren Darlegungen vornehmlich dem Buche von Jaroslav Kratochvíl, „Cesta Rovuloco dosokoslovenské legio v Rusku“ („Der Weg der Revolution der tschech. Legion in Rußland“), das im wesentlichen von F. B. Krejci in seinem Buche „U sibirské armády“ („Bei der sibirischen Armee“) und von den offiziellen Darstellungen bestätigt wird.

war, die Masse selbst über ihre Einrichtungen entscheiden und so wurde von Masaryk für den 20. Jänner 1918 ein Militärkongreß nach Kiew einberufen. Da aber um diese Zeit zwischen den Bolschewiken und dem „ukrainischen Zentralrat“ heftige Kämpfe stattfanden, wurde der Kongreß auf unbestimmte Zeit verschoben, die Einrichtung der Komitees aber wurde aufrecht erhalten. Doch drohte der tschechischen Armee die Gefahr, daß sie in den Dienst der russischen Gegenrevolution gerate. Tatsächlich suchten sie die kabbettischen Gegenrevolutionäre, die am Don eine antibolschewistische Front aufgestellt und zwei tschechische Abenteurer Král und Němeček für sich gewonnen hatten, mit dem Schlagwort, daß man den Widerstand gegen Deutschland aufrecht erhalten und „Rußland retten“ müsse, und — mit dem von den französischen Mission beigeestellten Geld zu locken. Unterstützt wurden diese Bemühungen auch dadurch, daß die Bolschewiken den Krieg mit den Deutschen beenden wollten, also für die tschechische Armee, die den Kampf weiterführen wollte, als Feind erschienen. Ein Friede mit den Mittelmächten bedeutete auch die größte Gefahr für die ganze tschechische Armee. Durch Verhandlungen mit Frankreich setzte nun Masaryk durch, daß die Armee als Teil der französischen Armee erklärt wurde und nach Frankreich übergeführt werden sollte. Aber inzwischen brachte, da der von den Bolschewiken bestiegte ukrainische Zentralrat die deutschen Truppen herbeigerufen hatte, eine neue Gefahr.

Bei Bachmatšy hielt aber die tschechische Armee im Vereine mit unorganisierten Sowjetgruppen in schwerem Kampfe den Vormarsch der Deutschen auf und es gelang ihr schließlich sogar mit Unterstützung des Zentralrates die Ukraina zu verlassen. Die Sowjetregierung wünschte die Tschechen in Rußland zu behalten, weil sie von ihrer disziplinierten Armee eine militärische Unterstützung der Revolution erwartete. Aber die Armee wollte nach Frankreich, um dort gegen Deutschland zu kämpfen. Schließlich kam eine

Vereinbarung zustande, daß man ihre Abreise über Sibirien unterstützen werde. Doch mußte sie ihre russischen Kommandanten entlassen und sollten die überflüssigen Waffen abliefern. Denn sie sollten gemäß dem Vertrag von Brest-Litow nur als freie Bürger, nicht als Kampfeinheiten durch Rußland fahren. Bloß zur Verteidigung gegenrevolutionärer Angriffe sollte jeder Eisenbahnzug 168 Gewehre und ein Maschinengewehr mitnehmen dürfen. So fuhren denn die Tschechen in ihren Eschelonen*) aus der Ukraina ab.

In der Praxis freilich war die Sache nicht so einfach. Die sibirischen Sowjets fürchteten vor den Tschechen eine Unterstützung der sich dort massenhaft verborgenen haltenden gegenrevolutionären Offiziere. Auch stellten sich der rasche Fahrt nach Wladivostok die manigfachen Schwierigkeiten entgegen. In Ostasien bedrohten die Japaner und ihrer Schöpfung, der „Ataman“ Semenov die bolschewistische Herrschaft um Rostau brauchte die Eisenbahn für den Transport seiner Truppen. Monatslang mußten die Eisenbahnzüge der Tschechen in den Stations stehen, wo sich allerdings manche freundschaftlich Beziehungen zu den lokalen Sowjets entwickelten, aber auch ein Haß gegen die tschechische Kommunisten, die sich von der Armee losgelöst hatten und die einzelne Soldaten von ihr weglocken wollten. In dieser Zeit beginnt auch wieder das Rufen nach dem verstorbenen Konegref — zumal, da manche Offiziere drohen, tschechisch werde man schon mit den Komitees austräumen. Dazu kommt das Mißtrauen, ob überhaupt möglich sein werde, nach Frankreich zu gelangen.

Während sich infolge der ablehnenden Haltung des Nationalrates gegenüber einem Kongreß die Stimmung verschärfte, kommt es zu einem Zwischenfall in Tscheljabinsk, der einerseits die

*) Mit diesem aus dem Französischen stammenden Ausdruck bezeichneten sie die Eisenbahnzüge, in denen sie denn fahrend wohnten.

Die Horthy-Polizei verwischt die Spuren der Raffay-Attentäter.

Die polizeiliche Untersuchung in der Angelegenheit der Bombenattentate wird vollständig ergebnislos verlaufen. Sämtliche bisherige Spuren werden jetzt als falsch bezeichnet, und die zwei gestern Verhafteten wurden ins Frennhaus gebracht, obwohl Dr. Raffay wiederholt erklärte, daß der eine von ihnen, Dr. Steres, ihm ganz ausführliche Angaben über die Vorbereitung des Anschlages gemacht hat. Auch ein in der Stadt Papa verhafteter Mann wurde heute freigelassen. Freitag hat übrigens die Polizei mehrere Hausdurchsuchungen vorgenommen, weil sie Briefe erhalten hat, in denen die Erwachsenen Ungarn als Täter bezeichnet wurden. Die Hausdurchsuchungen wurden aber nur in Privatwohnungen vorgenommen. In den Vereinstäumen der Erwachsenen Ungarn wurde nicht gesucht. Die Blätter stellen fest, daß aus irgend einem noch unbekanntem Grunde die Untersuchung auf ein ganz falsches Geleise geleitet wurde. Die polizeiliche Meldung besagt, daß die Untersuchung, da keine richtige Spur zur Verfügung steht, morgen als ganz ergebnislos abgebrochen werden wird.

Es ist bemerkenswert, daß die drei schon einmal untersuchten Bomben durch einen neuen militärischen Sachverständigen, einen Oberleutnant, untersucht und von ihm als unfähig zur Explosion bezeichnet wurden. Es sei nicht möglich, daß mit diesen Bomben jemand ermordet werden könnte. Die Polizei wird also feststellen, daß der Mordversuch mit ungeeigneten Mitteln verübt wurde, teils, weil die Zündschnüre mit Del getränkt seien, teils, weil das in den vor Jahren hergestellten Granaten enthaltene Dynamon im Laufe der Zeit feucht geworden sei. Das endgültige Gutachten könne erst nach zwei Tagen abgegeben werden, sobald sich der Explosionsstoff in getrocknetem Zustande befindet. Die polizeilichen Nachforschungen nach den Tätern", sagt der Polizeibericht wie zum Hohn, „werden mit großer Energie fortgesetzt“.

Telegramme.

Erwägungen einer Lösung.

Berlin, 24. Feber. (Eigenbericht). Der Pariser Berichterstatter der „Bessischen Zeitung“ will allen offiziellen Versicherungen zum Trost feststellen, daß Frankreich mit Ungehör nach Auswegen aus der kritischen Situation sucht. Der Regierung habe sich eine gewisse erbitterte Resignation bemächtigt. Man betrauche die lange Dauer des deutschen Widerstandes als einen Beweis dafür, daß man in Deutschland gut vorbereitet war. Aus diesen Anzeichen dürfe aber nicht geschlossen werden, daß die französische Offensivität sich für die Zurückziehung der Truppen einsehe. Selbst Kreise, die die Aktion ohne die Teilnahme Englands mißbilligten, machen doch Deutschland verantwortlich und fordern, daß Frankreich nun bis zum Ende durchhalte. Vom auswärtigen Amt werden keine Mitteilungen über die Bedingungen ausgegeben, unter denen das Ruhrgebiet geräumt werden könnte.

Eine hohe belgische Persönlichkeit soll sich einem Berichterstatter des „Deure“ gegenüber geäußert haben, daß die belgische Regierung entschlossen sei, nichts zu sagen, bevor Deutschland selbst nicht Vorschläge gemacht habe. Man werde von Deutschland fordern, daß es seine Finanzen in Ordnung bringe und die Kontrolle eines internationalen Organs zulasse. Das Beispiel Oesterreichs zeige, wie erfolgreich solche Maßnahmen seien. (1)

Daß in Deutschland ehrliche Verhandlungsbereitschaft besteht, zeigte der Verlauf einer Kundlichenversammlung, die gestern in Frankfurt a. M. stattfand. Der Präsident des

Gegenüber in der Armee mildert, aber andererseits die Feindschaft der Bolschewiken verstärkt und damit den Transport nach Wladivostok in Gefahr bringt. In Tscheljabinsk hatte ein ungarischer Gefangener aus einem Gefangenentransport ein Messer zum Fenster hinausgeworfen und einen Tschechen getroffen. Es kam zu einem Kampf und dabei wurde der vermeintliche Verbrecher erschlagen. Der Sowjet von Tscheljabinsk, der, wie viele andere auch, gegen die Tschechen, die als nationalistisch und gegenrevolutionär galten, mit Mißtrauen erfüllt war, verhaftete einige Tschechen, die dann von ihren Kameraden mit den Waffen aus dem Gefängnis befreit wurden. Trotz gab darauf den Befehl, die Tschechen überall aufzuhalten und zu entwaffnen. So kam es in verschiedenen Stationen, wo sich die Tschechen nicht entwaffnen lassen wollten, zu Zusammenstößen. Die Tschechen, die ihre Abreise nach Wladivostok beabsichtigten, wählten eine „provisorische Exekutive“ und beschloßen, selbst Ordnung zu machen. In diese Exekutive wurden auch vier Offiziere als Fachmänner gewählt, unter ihnen auch Kapitän Gajda, ein militärischer Abenteurer, der bei der serbischen Legion Rudolf Geidel mit dem Namen Radula Gajda vertauscht hat. (Er hat dann in der Gegenrevolution in Sibirien eine große Rolle gespielt.) Dieser Gajda besetzte Nowo-Nikolajewsk und andere sibirische Orte, betrieb die Sowjets und setzte eine eigene Regierung ein. Damit war der offene Krieg mit Sowjetrußland da und es kam zu blutigen Kämpfen bei Marianowka und Jekutsk.

Während dessen war es auch im europäischen Rußland zu einem verhängnisvollen Zwischenfall

Karl Kraus-Jagd in Prag.

Eine journalistisch-politische Erpressung.

Der Theaterreferent der Prager „Bohemia“, Ludwig Winder, hat die leidige Gewohnheit, regelmäßig sein kritisches Hinterbein zu heben, so oft Karl Kraus als Vorleser nach Prag kommt. Schließlich ist das ja auch ein Mittel, um die Spuren seines eigenen putzigen Ich für ewig an dem Werke eines Großen anzubringen. Die letzte Abfuhr, die ihm Kraus bereitet hat, scheint Herr Winder nicht verwunden zu können, und so schickte er Mittwoch sein Unterläufel „E. Wt.“ zum Angriff vor, als die Direktion des Prager deutschen Theaters ankündigte, daß im März ein Ensemble-Gastspiel der „Neuen Wiener Bühne“ „Die letzte Nacht“ von Karl Kraus, der Epilog seiner höllischen Kriegsbildung „Die letzten Tage der Menschheit“, vorführen solle. In „Einem Wort an die Theaterdirektion“ stellt Herr E. Wt. „Die letzte Nacht“, ohne sie deutlich bei Namen zu nennen, als „politische Sensation“ den „erotischen Sensationen“ vom Schloß des „Besuchs im Bette“ und „Warum läufst du immer nackt herum“ gleich, im höchsten Teutonienpathos spricht er „französischen und anderen deutschfeindlichen Autoren“ das Heimatrecht auf der deutschen Bühne ab und schmettert zum Schluß: „Vollends wo es sich um Berliner oder Wiener Sensationsaufspiele handelt, die nicht aus künstlerischen Gründen, sondern bloß wegen der Sensation angelegt werden, ist die Direktion im Freium, wenn sie glaubt, sich über die Wünsche und das Empfinden des deutschen Volkes, dem das Theater gehört, hinwegsetzen zu können.“ So urteilt wortwörtlich die „Bohemia“ über ein Kunstwerk, das mit der verdichtenden Kraft eines Höllenbrennbeils den ganzen Abertaus von Kriegsbege, Kriegsgeschäft und Kriegsjammer an der schauernden Seele des Lesers vorüberführt, das in seiner organischen Verwebung von Grausen und weltverachtendem Humor ganz einsam für sich selbst steht. Urteilt so, nachdem es eine Woche vorher die vergleichsweise herangezogenen Schweineereien mit allem Augenwinkeln entschuldigt hatte und obwohl es durch sein bloßes Dasein Tag für Tag beweist, wohin die von ihm verteidigte deutsche Politik das deutsche Volk geführt hat!

Mittwoch, als die Notiz in der „Bohemia“ erschien, beachteten wir sie weiter nicht, weil wir sie für einen feigen Ausfluß ohnmächtiger Wut hielten. Heute aber hören wir, daß Theater-

Sauptverbandes der deutschen Industrie, Geheimrat Bücher, erklärte dort, das Ziel des Widerstandes sei, daß Deutschland gleichberechtigt mit Frankreich an der Lösung des Reparationsproblems mitarbeiten könne.

Die Sorge um den französischen Franken.

Anklagen gegen die Deutschen. — Steuermaßnahmen.

Paris, 23. Feber. (Habas.) Im Verlaufe der Kammerdebatte über die Frage des budgetären Gleichgewichtes erklärte heute Finanzminister de La Sèze, daß die budgetären Mehreinnahmen im Jahre 1922 zwei Milliarden übersteigen und im Jänner d. J. 243 Millionen erreicht haben. Die präliminierte Ziffer für das Jahr 1923 übersteigt vier Milliarden, ist somit gegenüber dem Jahre 1922 um 600 Millionen höher. Diese Ziffern sind ein sprechender Beweis, daß die Legende unbegründet ist, als ob Frankreich jedwede fiskalische Anstrengung unterlasse. Diese Gerüchte würden verbreitet, um im Ausland eine Kampagne gegen den französischen Franken zu unternehmen. — Infolge der Erhöhung der

gekommen. In Bensa hatten sich die Tschechen nicht entwaffnen lassen, sondern hatten die Stadt erobert und an den tschechischen Kommunisten, die dort ihr Hauptquartier hatten, schreckliche Lynchjustiz geübt, der Kommandant, da er die Folgen davon vorausah, nur schwer steuern konnte. Die Tschechen können nun ungehindert nach Sibirien fahren und sich mit ihren dortigen Anhängern vereinigen. Allerdings wird auch der Anschluß Samaras an die sibirische Gegenrevolution ermöglicht.

Vergebens bemüht sich der Vertreter Masaryks, Professor Maza, einen Frieden mit Moskau herbeizuführen. Vergebens unterstützen die Franzosen, denen daran gelegen ist, die Tschechen bald an ihrer Front zu haben, Masaryks Verlangen, daß die Tschechen über Archangelsk nach Frankreich fahren; die Tschechen sehen darin nur den Wunsch der Bolschewiken, sie den deutschen Unterseebooten auszuliefern und beschießen darauf, gemäß der Parole Masaryks über Wladivostok abzureisen. Aber wieder geraten sie in große Gefahr. Nach der Gegenrevolution Gajdas zieht die Bolschewiken weislich von Dniest große Streitkräfte zusammen, so daß sich Gajda zurückziehen muß. Aber es gelingt Gajda, die Schanzen der Bolschewiken bei Marianowka zu erobern und dadurch die der tschechischen Armee drohende Gefahr zu bannen. Ohne diesen raschen Sieg wären die Tschechen von den Russen aufgegeben worden, die zu den Bolschewiken hielten, wie das Schicksal des sechsten Regiments beweist, dessen Nachhut beim Rückgang aus Barabinsk von den Bauern niedergemacht wurde. Unter dem Schutz der tschechischen Bajonette, die dem nun auch von Frankreich anerkannten siegreichen Gajda zur Verfügung stehen, mag selbst die sibirische

direktor Kramer, durch die Drohungen der „Bohemia“ eingeschüchert, das Gastspiel der „Neuen Wiener Bühne“ telegraphisch in Wien abbestellt hat, „unüberwindliche politische Schwierigkeiten“ ständen ihm im Wege. Zu den gedruckten Worten soll, wie wir erfahren, in mündlichen Auseinandersetzungen die Warnung hinzugefügt sein, daß die von den Bohemianern aufgelegten Partien den „Liedertreuer“ Kraus auf der Bühne des deutschen Theaters nicht dulden würden. Auch von „Demonstrierung“ der Theaterräume durch die „deutschen Studenten“ soll erpresserisch gesprochen worden sein. Aus Angst vor einem Salenkrenzlerischen „Reigen“ kummel in zweiter Auflage, den diesmal grotesker Weise der Autor eines von bester Mißtrautheit zeugenden Romanes „Die jüdische Trage“ inspiriert hat, flüchtete Direktor Kramer prompt zusammen, die drohende Gebärde eines Zeitungsbörschens genügt, damit der Leiter der Prager Bühne alle seine künstlerischen Überzeugungen widerspruchslos einpakt. Ein Direktor, der nicht die Kraft aufbringt, fest zu dem Wert zu stehen, das er als der Aufführung wert erkannt hat, ein Vermittler der Kunst, der sich durch jeden Skribenten etwas abpressen läßt, ist die Karikatur eines Bühnenleiters, denn ihm mangelt die erste Voraussetzung für sein Amt: Gewissen, Verantwortungs- und Pflichtgefühl. Wer soll sich auf ihn verlassen? Die Dichtung? Die Darsteller? Das Publikum? Wir jedenfalls haben nach dieser beschämenden Kapitulation den letzten Rest Vertrauen zu Herrn Kramer verloren und versichern ihm, daß wir nunmehr mit allen Mitteln versuchen werden, die Aufführung der „letzten Nacht“ durchzusetzen: wenn nicht mit ihm, so gegen ihn. Wir lassen uns nicht das eigenartige Bühnenwerk des Jahrhunderts, das sich allen Schwierigkeiten trotzte das Theater erobert hat, durch Reid und Freiheit weggenommen werden, wir wollen den Kampf des Genies gegen die nationale Phrase, gegen Militarismus und Pressebarbarei hören und schauen erleben und schließlich soll auch nicht auf der vielverkauften Politik noch der Vorwurf haften bleiben, daß sie schamlos genug sei, um nachsichtigen Literaten und rückwärtigen Theatermännern den ersten Vorwand für ihre Posteleien zu bieten.

Steuereinnahme ergebe sich ein Fehlbetrag von nur 1500 Millionen, welcher durch eine zehnprozentige Steuererhöhung werde gedeckt werden. Der Minister ist überzeugt, daß die fiskalischen Maßnahmen zur Hebung des Frankens beitragen werden. Der Minister betonte weiter, die deutsche Kampagne gegen den Frankens verfolge den Zweck, die Einstellung der französischen Aktion im Ruhrgebiet herbeizuführen. Die Schwankungen des Frankens seien in keiner Weise in den wirtschaftlichen Voraussetzungen, welche eine erhebliche Besserung aufweisen, begründet, sondern es überwogen Gründe politischen und spekulativen Charakters. Deutschland werfe zu diesem Zwecke die Devisen, mit denen es die Reparationen bezahlen sollte, auf den Markt.

Kommunistische Heidentat in Bayern.

Berlin, 24. Feber. (Eigenbericht.) Unsere Münchner Genossen hielten gestern zwei Versammlungen mit dem Thema „Voll in Rot“ ab. Die massenhafte besuchten Versammlungen wurden von den Kommunisten unter der Führung des Abgeordneten Eisenberger unter Anwendung von Gewaltmitteln gepregelt. Was den Salenkrenzler nicht gelungen ist, haben die Kommunisten erreicht.

Gegenrevolution den Kampf gegen die Sowjets. Gajda hatte schon früher mit allen Feinden der Bolschewiken Beziehungen angeknüpft, vor allem mit den russischen Offizieren, dann aber auch mit den Sozialrevolutionären, die sich mit ihm einließen, um zu verhindern, daß bei seinen Aktionen die Reaktionäre die Oberhand gewinnen.

In dieser Zeit war in Dniest der Kongreß der Armee zusammengetreten und hatte einen Protest gegen den Umsturz von Nowo-Nikolajewsk beschloßen. Aber die von ihm raschen Erfolge beraubten Soldaten sind ein williges Werkzeug in den Händen ihrer militärischen Führer. Und so können diese, unterstützt von dem Obmann der provisorischen Exekutive, Pawlu, darangehen, in der tschechischen Armee zugleich die Macht der Soldatenräte zu brechen und die Armee, die allmählich bei sauf 50.000 Mann anwuchs, als Waffe der Gegenrevolution im russischen Bürgerkrieg zu verwenden.

Aber dadurch wird die Armee ihrem eigentlichen Ziel, der Verwendung an der französischen Front nur entfremdet. Statt nach Frankreich zu fahren, muß sie nun bis über den Krieg hinaus in Rußland bleiben und kommt erst lange nach Beendigung des Krieges nach Europa zurück.

Wie die Führung der Armee dabei zugleich die demokratischen Einrichtungen der Legion zu zerstören und die Armee aus einer revolutionären zu einer Prätorianertruppe zu verwandeln sucht, und wie ihr dabei auch der Schutz der Gegenrevolution mißlingt, soll in einem zweiten Artikel gezeigt werden.

G. P.

Das Mitgefühl.

Der Chef sagte zu mir: „Sagen Sie mir, Kollege, geht denn im Gerichtssaal gar nichts Interessantes vor?“ Ich antwortete: „Wo ist mein Gut?“ Und dann stürzte ich zum nächsten Bezirksgericht. Entschlossen, etwas Interessantes zu erleben oder mich ewig zu schämen.

Ich hatte Glück. Eben als ich in den Gerichtssaal trat, hörte ich den Richter sagen: „Ich erkläre das Beweisverfahren für geschlossen. Angeklagter, haben Sie noch etwas anzuführen?“

Der Angeklagte trat vor, hustete eine Weile ganz erschrecklich und schöpfte dann tief Atem.

„Herr Richter, ich...“ „Das interessiert uns nicht!“ schnitt ihm der Richter das Wort ab. „Herr Doktor, wenn ich bitten darf!“

Der juristische Vertreter, den sich der Kläger mitgebracht hatte, erhob sich. Er warf ein Lächeln in das Auditorium der häßlerischen Gerichtssaaltribüne, runzelte, indem er den Angeklagten mit den Augen einmal von oben nach unten, dann umgekehrt maß, furchtbar die Brauen, fuhr sich mit der rechten Hand über die Stirn, als hätte er dort etwas wegzuräumen, holte mit der linken Fuß aus, als gälte es eine Fliege zu erwischen, und begann:

„Verehrter Herr Richter! Ich habe eigentlich nicht nötig, dem Ergebnis des Beweisverfahrens noch viel hinzuzufügen. Erlauben Sie mir, geschätzter Herr Vorsitzender, daß ich kurz wiederhole, was dem Angeklagten zur Last gelegt wird. Herr Gutberz, den ich die Ehre habe, zu vertreten, traf den heutigen Angeklagten auf der Straße und hörte ihn schrecklich lachen. So schrecklich lachen, daß es Gutberz drängte, auf den Mann zuzutreten und ihm ein heilendes Mittel anzuwenden. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr diese Tat meinen Klienten ehrt. Aber nun geschieht etwas Unehörliches! Der Angeklagte fällt über den Katacher her und prügelt ihn! (Bewegung in den Reihen der Rikibe) Nur ein Wahnsinniger oder ein gewissenloser Rohling kann so handeln. Wahnsinnig aber ist der Angeklagte nicht. Und so muß sich denn das verhärtete Gefühl über diese Unart empören, und keinen einzigen Menschen kann es geben, der nicht damit übereinstimmt, daß hier eine harte Strafe am Plage ist. Ich habe sonst nichts mehr zu sagen. Der Angeklagte trat wieder vor, hustete gräulich, und sagte:

„Herr Richter, ich...“

„Interessiert uns nicht!“ sagte der Richter wieder mit sanftem Lächeln. Dann setzte er seine Amtsmütze auf, warf murrend einige Paragrafennummern durcheinander und schloß: „Der Angeklagte wird deshalb zu achtundvierzig Stunden Arrest verurteilt!“

Als der Verurteilte den Saal verließ, mußte er an mir vorüber. Sein Äußeres hatte einen Ausdruck, der mir eine tiefe Kerbe ins Herz schnitt. Verzwweifelt hörte ich ihn murren:

„O warum hat man mich nicht reden lassen? Au mir ist ein Justizwund verübt worden!“

Dieser Ausdruck heute mich an seine Ferien. Ich ließ einen Wasserfall von Trostmooren über ihn hinfießen und machte ihn mir dadurch so ungeneigt, daß er sich mir ganz eröffnete. Ach, der Unselbige!

Er sagte:

„An meinem ganzen Unglück ist nur das Mitgefühl der Menschen schuld! (Stauben Sie mir, es gibt nichts Schrecklicheres! Man sollte es mit Stumpf und Stiel austrotten, verbieten, gänzlich abschaffen!“

„O, o!“ sagte ich. Und ich drückte mir: Er ist doch wohnsinnig!

Der Fremde sah mir mit seinem sämmerlichen Bilde lange auf die Nase. Dann sagte er — ach, dann hustete er folgendes:

„Hören Sie mich an! Und wenn Sie, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählt habe, nicht ebenfalls meiner Meinung sind, dann — aber hören Sie! Ich glaube, Sie haben schon bemerkt, daß ich einen Husten habe. Einen auffallenden Husten, der ungefähr so klingt, als hätte ich drei bellende Bulldoggen hinter der Krawatte. Nun, das war, so lange er das Mitgefühl der Menschen noch schlafen ließ, nicht so. Ja, Sie glauben es mir vielleicht nicht! Aber auch mein Husten war einmal, wie man so sagt, ein ganz netter, rücksichtsloser Husten. Drei Wochen war ich in ärztlicher Behandlung. Der Doktor sagte dann: „Das Kerale ist überstanden. Was noch da ist, werden Sie verlieren, wenn die warme Jahreszeit kommt! Nun, ich kann einem Arzte nicht widersprechen, da ich ja von Medizin nichts verstehe. Mir fiel nur auf, daß mir, als ich bald nach diesem Ausspruch wieder hustete, drei Knöpfe von der Weste sprangen. Besser gesagt, mein Husten redete ziemlich laut, während er, bevor ich ihn dem Arzte vorstellte, sonstigen nur im Flüster-ton gesprochen hatte.“

Einmal im Kaffeekloster, als der Husten sich wieder ins Gespräch der Gäste gemischt hatte, trat ein Herr auf mich zu und sagte, es greife ihm ans Herz, mich so husten zu hören. Ich möge um Gotteswillen sofort nach Hause gehen, um mit kalten Fußbädern zu beginnen, die acht Tage konsequent fortgesetzt werden müßten. Das treibe die Wärme hinauf in den Hals und das sei sehr gut. — Ich tat es. Nun was soll ich Ihnen sagen! Nach acht Tagen sahien es mir, als wären solche Fußbäder für einen Husten das, was für einen Feinschmecker Austern sind.

Meine Wohnungsnachbarn, die öfter das Vergnügen hatten, meinen Husten durch die Wand

pfänden zu hören, erwachte einmal meine Frau auf dem Gang und sagte, indem sie mit Wähe die Tränen zurückdrängte: „Wir sind ganz weg über den Husten von Ihrem Herrn Gemahl. Es wäre gewisslos, ihm nicht ein gutes Mittel zur Abhilfe zu raten. Er muß sich abends die Füße in heißen Sauercrem einwickeln. Das treibt die Sigen vom Hals nach unten. Das ist außerordentlich gut. In drei Tagen ist der Husten — beid! — Ich wickelte meine Beine in heißen Sauercrem. Ich muß sagen, es scheint mir ein gutes Mittel gegen kalte Füße, besonders wenn man den Teig den ganzen Tag über nicht abnimmt. Man geht sich auch vorzüglich damit. Wie auf einem Teppich. Meinen Husten hat es gleichgültig gelassen.“

Eines Tages, als ich wieder einmal so recht dröhnend hinausbellte, als hätte ich eine auf Voll-dampf gestellte Schnellzuglokomotive in den Eingeweiden, riet mir eine weiße Frau, mit allen Zeichen der Aufregung über mein Leiden, einige sogenannte Sympathiemittel, die untrüglich Hilfe bringen müßten. Sie verlangte etwas viel von mir, und ich sträubte mich deshalb ein bißchen, auf die Unternehmungen, die sie mir ausmalte, einzugehen. Als mich meine Frau aber fragte, ob ich sie denn durchaus zur Witwe und unsere elf Kinder zu Waisen machen wollte, fügte ich mich. Ich sprang (genau nach den Worten der weißen Frau) um vier Uhr früh aus dem Bette, ging fünfmal im Zimmer auf und ab, wuschte dann mit einem buntgepunkteten Tuche den „Fenster-schweiß“ von allen Glasscheiben unserer Wohnung und schlug hierauf meinen Hals in dieses Tuch ein. In den Knoten des Tuches knüpfte ich, wie das Rezept es verlangte, einen Aefferschlüssel, hustete immer nur in südlicher Richtung und das genau fünf Minuten nach neun Uhr vormittags, nachdem ich mir noch einen Kopfguß mit einem Wasser gegeben hatte, das um zwei Uhr nachts von mir selbst auf den Gang gestellt werden mußte, das Tuch wieder weg. Diese Sympathiemittel sagten meinem Husten so zu, daß er seine Sympathien für mich in außerordentlichem Grade verlor. Ich gewann nach dieser Heilmethode die Fähigkeit, so kräftig zu husten, daß ich durch ihn leichtere Gegenstände, wie Zalsässer und Zündsteine, ganz gut vom Tische blasen konnte.

Nun, der Husten fuhr fort, überall, wo er sich repräsentierte, die Bergen zu bewegen. Ich wurde mit Natschlägen überschüttet. Ich tat, was ich konnte. Ich aß das Spitzwegerichsraut nach dem Ailo. Ich ungrüßte nächstlang meinen Hals mit einem in Weinwand gefüllten Absatz von Kamillentee. Ich goß alle möglichen Flüssigkeiten in meinen stöhnenden Schlund. Ich glaube, auch Essigsäure habe ich eingenommen.

Ich war endlich so weit, daß ich meiner Frau, als sie mich wieder mit dem Hinweis auf ihre mögliche Wissenschaft zu einer Schandtat gegen meinen Husten reizen wollte, antwortete, ich liebe ihr, wenn sie mein Hinscheiden schon so fürchte, den Vortritt. Ich ging kilometerweit hinaus ins freie Gelände, um dort husten zu können, ohne in Gefahr zu geraten, eines mißfälligen Menschen Raufschlag anhören zu müssen. Ich warf während mit Ehrenbeleidigungen um mich, wenn sich mir ein Mensch näherte, von dem ich annehmen mußte, daß er mir ein Mittel aufhalsen wollte. Da begegnete ich einmal auch dem Manne, der mich heute vor Gericht geschleppt hat. Er sagte mir mit unklarer Stimme, daß er meinen Husten nicht verwinden könne, und meinte, aufgelöstes Pech um den Hals wäre . . . Nun, da habe ich ihn eben geprügelt. Können Sie es mir verdienen, Herr?“

Hühend hatte der Fremde geschlossen. Seine Gesichtszüge hatte mich tief gerührt. Ich sagte zu ihm:

„Sie haben gut getan! O was müssen Sie gelitten haben! Aber was Ihr Leiden betrifft,

sagen Sie mir, warum haben Sie es noch nicht mit einem Fettsack über der Brust versucht? Das heißt unbedingt, Freund! Unbedingt! Am besten sind Speckscheiben, mit einem heißen Messer aufgestrichen.“

Ich konnte nicht antworten, denn der aufgeregte Mensch zog einen Revolver und schoß mir eine Kugel in den Kopf. Während des Niedertinkens sagte ich:

„Vergessen Sie aber nicht, es muß Bauchspeck sein!“
Er spendete mir hustend noch eine Kugel, worauf ich mit einem melancholischen Seufzer aus der Welt ging. Wohl um eine Minute zu früh, denn ich hätte ihm noch gern gesagt, daß er unbedingt einen Leinwandfleck nehmen muß. Um keinen Preis Barcent. Barcent soll nicht so gut sein . . . Hans Pils (Wien).

Die Toten ohne Namen.

Von Josef Roth (Berlin).

Die namenlosen Toten der großen Stadt hängen, ordentlich in Reich und Glied, in den Photographenschaufäden des Polizeipräsidiums, im Parterre. Das ist die grausame Ausstellung der großen Stadt, in deren asphaltierten Straßen, grabescharteten Parks und blauen Kanälen der Tod lauert, mit Revolver, Knebel und betäubendem Chloroform. Das ist sozusagen die anonyme Seite der Großstadt, ihr Elend, das keinen Namen hat. Das sind ihre unbekannt Kinder, deren Leben Anreiz, Kneipe und Verdorbenheit heißt, deren Ende blutig ist und gewaltig, ein mörderisches Finale. Sie stolpern befinnungslos in eines der zahllosen Gräber, die eigens für sie, an allen ihren Wegen bereitstehen, und das einzige Andenken, das sie der Nachwelt hinterlassen, ist ihr Porträt, aufgenommen am sogenannten „Tortort“ vom Apparat der Polizeikommission.

So oft ich das Schaufenster eines Photographen sehe, die Bilder der Lebenden, der Brautleute, der Konfirmationskinder, der lächelnden Gesichter, die weißen Schleier, den papierenen Blumenschmuck, die Orden eines Exzellenzporträts, deren Anblick allein schon das Geräusch des Nistperns hervorruft, denke ich an jenen Kasten der Toten in der Polizei. Er sollte nicht im Korridor des Polizeipräsidiums hängen, sondern an weit sichtbarem Platz in der Mitte der Stadt, deren Sinnbild er ist. Die Schaufenster mit den Porträts der Lebenden, der Feierlichen, der festlich Gestimmten, geben eine falsche Vorstellung vom Leben. Es geschehen nicht lauter Trauerungen, es gibt nicht nur schöne Frauen mit runden Schultern und Konfirmation — auch Morde, plötzliche Schlaganfälle und Ertrinkungstode werden in dieser Welt gefeiert.

In der Mehrwoche der Kinos, die Aktualitäten zeigt, müßten die belehrenden Photographien abgerollt werden, nicht nur die ewigen Paraden, Kronleuchnanszüge des Patriotismus, die Bader-Orte mit den Springbrunnen, den Sonnenschirmen, den magenbitteren Sprudeln, den Terrassen mit den Wagnermärschen. So schön ist das Leben nicht, wie man infolge der Mehrwoche glauben könnte.

Durch den Korridor des Polizeipräsidiums gehen täglich, stündlich, sehr viele, hunderte Menschen und niemand bleibt vor den Schaulästen stehen, um sich die Toten anzusehen. Man geht ins Fremdenamt, ins Postamt, um ein Visum zu holen, ins Fundbüro, einen Regenschirm suchen, in die Kriminalabteilung, einen Diebstahl anzuzeigen. Ins Polizeipräsidium kommen lauter Menschen, die mit den Dingen des Lebens zu tun haben, und, abgesehen von mir, kein einziger Philosoph. Wer sollte sich um die Toten kümmern? Diese Toten sind häßlich und vorwurfsvoll

und hängen da wie Beweiensbisse. Sie sind so aufgenommen, wie sie gefunden wurden, ein unendlicher Schrecken lagert auf ihren Gesichtern, der Schrecken des Sterbens. Mit offenen Mäulern sehen sie, ihr letzter Schrei liegt gleichsam noch in der Luft, man hört ihn, wenn man sie ansieht. Der Kampf des Todes hält ihre Augen halb offen, das Weiße schimmert unter dem Augenlid. Da sind Bärtige und Bartlose, Frauen und Männer, Jünglinge und Greise. Sie würden auf der Straße gefunden, im Tiergarten, in Spreepark. Oft ist sogar der Fundort unbekannt oder nicht genau bekannt. Die Wasserleichen sind aufgedunsen, von Schlammkrusten bedeckt, sie sehen aus, wie schlecht mumifizierte ägyptische Könige. Die Kruste auf ihren Gesichtern hat Ritze und Sprünge wie eine schlecht verwahrte Gipsmasse. Die Brüste der Frauen sind schauerhaft geschwollen, die Züge verzerrt, die Haare wie ein Häufchen Rehrich auf gebunnenem Kopf.

Wenn diese Toten Namen hätten, sie wären nicht so vorwurfsvoll. Nach den Gesichtern und Kleidungsstücken sind sie im Leben nicht „wohlhabend“ gewesen. Sie gehören jenen Schichten an, die man „die unteren“ nennt, weil sie zufällig unten sind, und der des verfallenden Mittelstandes, der dieser fühlbaren Zeit so viele Opfer zuführt. Man sieht die Bilder von Tagelöhnern, Dienstmädchen und von anderen Menschen, die nur schwere Arbeit verrichten müssen, und man sieht Gesichter der Abgeglittenen, der verzweifelt in den Tod Gesprungenen. Nicht oft wächst so ein Totenkopf aus einem Stehfragen, dem europäischen Abzeichen des Bürgertums. Fast immer aus offenen, dunkelfarbigen Semden.

Und der Ort, an dem sie der grautige Tod erreicht, kennzeichnet ihr ganzes Leben. Einer wurde am 2. Dezember 1921 im Abort des Potsdamer Bahnhofes gefunden. Am 25. Juni 1920 wurde jene Frau unbestimmten Alters aus dem Reichstagsufer der Spree gezogen. Am 25. Januar 1918 starb jener bärtige, zahnlose Kopf am Alexanderplatz. Am 8. Mai des Jahres 1922 starb dieser, ein junger Mann, mit feierlichen Zügen, auf einer Bank am Arminiusplatz. Hat er die friedlichen Züge der wunderbaren Mainacht auf dem Arminiusplatz zu verdanken? Die Nachtigall sang wahrscheinlich, als er starb, der Flieder duftete und die Sterne glänzten.

Am 26. Oktober 1921 wurde jemand, ein etwa fünfundsiebzigjähriger Mann, in der Spandauerstraße in Zehlendorf, auf einem unbekanntem Grundstück, erschlagen. Eine dünne Blutspur führt von der Schläge zur Lippe, dünn und rot schießt es, das längstverflegte Blut des Begrabenen, auf dem Porträt, fließt es in alle Ewigkeit. Vergeblich, auf Kraniche zu warten, die einst die Mörder des Jhbus verrieten. Ueber den Grundstücken der Spandauerstraße schwärmen keine Kraniche — man hätte sie längst abgeschossen und gebraten. Gott aber sieht hinter den Wolken, ungerührt, einen Weltkrieg lodern — wie sollte er sich da um einen einzelnen kümmern?

Es sind etwa hundert Photographien in den Kästen und sie werden immer wieder erneuert. Tausende sterben ungelannt in der großen Stadt. Sie haben keine Eltern, keine Freunde, sie haben einsam gelebt, sie sind vergessen gestorben. Sie sahen nicht fest im Gefüge einer Gemeinschaft — so viele Einsame gibt es in der großen Stadt. Wenn hundert erschlagen werden, leben noch Tausende weiter, ohne Namen, ohne Dach, Menschen, wie Steine. Einer gleicht dem andern, alle kommen einmal gewaltsam um — und ihr Tod hat nicht so schreckliche Folgen und kommt nicht in die Zeitung wie der Tod eines Talaat Pascha zum Beispiel.

Nur eine namenlose Photographie fordert teilnahmslose Menschen im Korridor der Polizei vergeblich zu einer Agnoszierung auf.

Rasse und Menschheit.

Prof. Fritz v. Luschan hat im Welt-Bericht, Berlin, ein auf Tatsachen jugenden, im höchsten Sinne aufklärendes und vorurteilwidriges Buch über „Rassen, Völker, Sprachen“ veröffentlicht. Es ist geeignet, den Bittwärt der Rassenfragen mit Rücksicht zu Mären. Zugleich zeigt es sich in seinen Schlussfolgerungen, die wir hier wiedergeben, im Einklang mit den Geboten wahrer Menschlichkeit.

1. Die gesamte Menschheit besteht nur aus einer einzigen Art: Homo sapiens.
2. Es gibt keine „wilden“ Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere; aber es gibt einzelne „weiße Wilde“, rohe, ungebildete und an Tropenländer leidende Europäer, die sich keine Mühe geben, die Eingeborenen kennen zu lernen, unter ihnen wie Wilde hausen und sie in der denkbar grausamsten Weise mißhandeln und ausbeuten.
3. Die trennenden Eigenschaften der sogenannten „Rassen“ sind im wesentlichen durch klimatische, soziale und andere Faktoren der Umwelt entstanden.
4. Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen.
5. Es gibt in jeder Rasse einzelne minderwertige Individuen.
6. Die meisten Rassen sind der Umwelt in vollendetem Maße angepaßt.
7. Eine in ihren körperlichen Eigenschaften einheitliche menschliche Gruppe hatte ursprünglich auch eine einheitliche Sprache. Im Lauf der Zeit ist aber durch Wanderungen, durch Völkerverchiebungen aller Art, durch mehr oder weniger friedliche oder gewalttätige Durchdringung, durch Handel und Verkehr das ursprüngliche Verhältnis fast überall verschwunden, so daß jetzt eine Deckung von Rasse und Sprache nur in ganz seltenen Ausnahmefällen besteht.
8. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen ist, besonders was die moralischen Eigenschaften und die Intelligenz angeht, nicht entfernt so groß als der zwischen einzelnen Individuen ein und derselben Rasse.
9. Mißlinge sind (genau wie etwa die unehelichen Kinder) niemals von vornherein minderwertig; sie werden es nur, wenn ihre Eltern individuell minderwertig sind.
10. Die menschliche Gesellschaft hätte in der Hand, sich vor minderwertigen, d. h. sozial oder antisozialen Elementen dauernd zu schützen und zugleich ihre Anzahl wesentlich herabzusetzen.

Aber wie wollte ich gerecht sein von Grund aus! Wie kann ich jedem das Seine geben! Dies sei mir genug: ich gebe jedem das Meine. Niehsch.

Der gleiche Weg. A.: „Wohin gehen Sie so eilig?“ — B.: „Zum Arzt. Meine Frau gefällt mir nicht.“ — A.: „Da gehe ich mit Ihnen. Meine Frau gefällt mir auch nicht.“

Unser Leben ist der Mühs durch Arbeit; wir hängen fünfzig Jahre lang am Strid und zapfen; aber wir werden uns loslösen. Georg Büchner.

Freiheit ohne Bildung bringt Anarchie. Bildung ohne Freiheit Revolution. Rudolf Virchow.

Die meisten glauben, ihr eigenes Glück zu fördern, indem sie ihre Wünsche befriedigen. Aber das ist durchaus zweierlei Webe dem, der jeden irdischen Wunsch erfüllt sieht, dem nichts mehr zu wünschen, zu verlangen bleibt. Mantegazza.

Der Held im Schatten.

Roman von Karl Bröger. (11)

Vom Kaffeehaus rief er nachmittags gelegentlich an, doch nur, wenn ihn die ewige Farcepartie einen Augenblick freiließ. Um sieben Uhr abends unterzeichnete Herr Alfons Weiher die Briefe, schwentke gönnerhaft den steifen Filz und ward nicht mehr gesehen.

Fräulein Rascher verlor in der Hauptsache das ganze Geschäft. Ernst war eine wertvolle Stütze geworden. Zu arbeiten gab es immer, doch hatten Einteilung und Berechnung der Zeit fertiggebracht, daß den zwei Leuten manche freie Stunde übrigblieb. Da drehte sich dann Fräulein Lene Rascher auf dem hohen Kontorbod abwärts, strich die Falten der Bluse aus und lächelte Ernst aufmunternd an.

Ernst wußte dunkel, wohin das Mädchen zielte. Aber Lene war fünf Jahre älter, sah in ihrer reifen Fülle einer wissenben Frau gleich und hatte kleine Annäherungen des jungen Menschen bisher stets zurückgewiesen.

Fräulein Rascher wurde nie in Herrenbegleitung gesehen. Streng lebte sie nach den Sittenvorschriften ihrer kleinbürgerlichen Welt, und nur am Montags schatteten übernächtliche Ringe die sonst wasserblauen Augen. Im Kontor nahm sich das Mädchen nicht ganz so sitstam aus. An der Bluse fingerte sie viel öfter, als erschicklicher Grund war, und mit Ernst allein knöpfte sie auch beherzt die obersten zwei Knöpfe auf. Das war doch auch weiter nichts! Der Bub war doch erst fünfzehn Jahre. Man konnte die Knöpfe ja schließen, wenn er frech werden sollte.

Ernst bemahm sich aber gar nicht dumm. Obwohl es alle Mühe kostete, die Wallung zu bemeistern, überfah er doch meist, fein und erfahren

lächelnd, den unordentlichen Anzug Fräulein Raschers. Er stellte sich taub und blind, ganz von den Pflichten des Tages vergessen und trommelte auf der Schreibmaschine eifertig weiter.

Das Spiel ging Wochen, ohne mehr zu werden, als läppische Kindererei. Heimlich aber schwelte das Feuer in beiden und wartete nur des Windhauchs, der es über ihre Köpfe trieb. Lene liebte sicher mehr das Spiel mit dem Feuer selbst; sie vergaß aber über dem Spiel, daß auch sie nicht feuerfest sei.

Die Zeit war Tandeleien günstig. Fastnacht rückte nahe; es gab Musik auf Platz und Gasse, Tänze allerwärts, und der kommende Frühling wühlte den Menschen im Geblüt. Am Tag aller Narren schlossen Ernst und Lene ihre Tätigkeit früher. Herr Alfons Weiher hatte schon um drei Uhr die Post erledigt und war, bunte Papierbänder um den forresten Filzhut, trällernd abgegangen. Großes Leben wogte in der Stadt. Die Menschen schoben und drängten sich in den Hauptstraßen, warfen Konfetti und Papierschnegeln durcheinander und fuhren sich mit Pfauenfedern um Mund und Nase. Kreischen und Quieten der Weiber, wiebernde Stimmen der Männer, zornige Schreie von Kopfhängern, denen tollenderes Geschlächter antwortete, das Gewühl vermunnter, aus-schweifend und abenteuerlich belarvter Gestalten: ein Meer leichter Lebenslust warf seine Spritzer Eis unter die Dachsenster und schlug auch über Ernst und Lene zusammen, die eng geknöpft, im heftigsten Strudel trieben. Das gut gebaute Mädchen lenkte die männliche Liebenswürdigkeit reich auf sich, zum großen Aerger ihres Begleiters, der wütende Blick nach den judringlichen Beir-ber schof. Ernst nahm Lenes Arm an sich, was ruhig gestattet wurde, und steuerte aus dem Trubel. Vor einer Konditorei kam ihm der Einfall. Lene mochte vielleicht nichts gegen eine kleine Mädcherei haben, und da er noch drei Mark und

vierzig Pfennige besaß, kaufte er ein Pfund Bralinos. Das süße Zeug naschten beide im Weitergehen und, ohne recht auf den Weg zu achten, standen sie plötzlich wieder vor dem Geschäftshaus „Argus“.

Fräulein Rascher leckte kabenartig die Lippen sauber und lächelte dankbar.

„Ich hab' vorhin mein Taschentuch droben gelassen. Wollen wir es holen?“

Ernst abnte den Vorwand. Er glühte vor Erwartung und mußte gewaltsam an sich halten, seine Erwartung nicht zu zeigen. Das Haus war dämmerig und menschenleer. Alle Geschäfte hatten geschlossen, niemand hörte die Schritte auf der Stiege. Im Kontor herrschte Dunkelheit. Ernst zuckte schon nach Streichholz, Licht zu machen, unterließ es aber, weil Fräulein Raschers unerbürdte, wie er zu hören glaubte, heifere Stimme ihm ins Ohr jischte, ob er denn so furchtsam sei. Mit hängenden Armen stand Ernst mitten im Zimmer. Die Luft bedrängte ihn, und um seine Thren sauste es stürmisch.

„Kommen Sie doch her, Ernst, und helfen Sie mir suchen! Hier herum muß es liegen.“ Wieder fiel Ernst der selbstam Klanglose, beinahe heifere Ton der Mädchenstimme auf. Folgsam tappend ging er, die Hände vorgestreckt, auf den Linnis los, der sich verschommen in einem Zimmerwinkel bewegte.

„Fürchten Sie sich? Es weiß doch kein Mensch, daß wir hier sind. Sie dürfen aber auch nichts sagen! Ja?“

Lene kicherte lodend, drehte den Kopf nach Ernst und fing seine sinnlosen Liebflosungen mit dem Gesicht auf. Sie lächelte mit breitem, nassen Mund, saugend und gierig, atmete erregt und laut rückwärts in die Arme des jungen Freundes. Ernst bebte im Sturm seiner Begier, zog Lene auf die Kiste und verschüttete sie tief in Partikelliten.

Ungeflört verhallte das verliebte Zeugnis und

Stöhnen im abendlichen Haus. Die Laternen brannten schon, als Ernst und Lene das Haus verließen, mißtrauisch die Straße abspähend, ob ihr Geheimnis keinen Dissen hatte . . .

Daß Ernst nun eine Geliebte hatte, war tief in seiner Brust begraben. Lenes Angst, er könnte doch vielleicht unbedacht schwachen, geschmolzt rasch in Wohlgefallen über das männlich verschlossene Betragen des jungen Liebhabers. Jeden Tag gab Lene diesem Wohlgefallen Ausdruck. Eine Augensprache hatte sich zwischen ihnen gebildet, die immer geredet wurde, wenn Ernst und Lene nicht allein waren. Herr Alfons Weiheres Kurzsichtigkeit war so entwickelt, daß er gar nichts von dem Verhältnis seiner Angestellten sah. Daß zwei jung, stundenlang allein gelassene Menschen an andres denken könnten als an Hauptbuch und Madde, fiel Herrn Alfons Weiher nicht im Traum bei. Dafür bezahlte er die Leute doch nicht.

Das Verhältnis setzte sich munter fort. Fräulein Rascher war ein vorfrichtiges Mädchen. Wer durfte glauben, daß sie sich mit dem jungen Menschen abgeben würde? Das war ja ein ganz grüner Junge. Kein Dummkopf, aber auch kein Frechling. Er verheere sie zwar, wie Jungen von sechzehn Jahren das eben machen. Sie sei freundlich mit ihm, aber mehr, als sich gelegentlich heimbegleiten lassen, erlaube sie nicht.

Ernst wußte manches andere. Lene war ein kräftiges, blutvolles Mädchen, sinnlich bis unter die Haarwurzeln und von fragloser Gemeinheit, was ihren Körper betraf. Sie schenkte Ernst nur Teile ihres Körpers, gewährte alles, um schließlich alles zu versagen, und heizte ihre begehrlchen Sinne an der unbenutzten Kraft des Jünglings. Ernst fühlte sich in dem Verhältnis immer gereizt und nie befriedigt, schweifete in Gedanken noch mehr aus als im Verkehr mit Lene und stumpte unmerklich gegen viele Feinheiten der Sinne ab.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Chronik.

Einfluß einer Seilbahnkonstruktion. Die am 1. März gemeldet wird, ist die Seilbahnkonstruktion, die im Josefthal bei Schwertberg bei einer Seilbahn errichtet wurde, eingeführt, wobei ein Arbeiter getötet und sechs andere so schwer verletzt wurden, daß zwei davon bereits ihren Verletzungen erliegen sind.

Entsetzliches Familiendrama. In Suben bei Schärding hat der Bahnadjunkt i. V. J. Mude dieser Tage seine Frau im Bette angefallen und ihr mit einem Hammer die Schädeldecke zertrümmert. Hierauf brach sie tödliche Verletzungen bei und versuchte sich an Fensterrahmen aufzuhängen. Die unglückliche Frau, die jedenfalls für einige Augenblicke des Bewußtseins erlangt haben mußte, schleppte sich zur Türe der Wohnung, wo sie zusammenbrach. Sie starb bald nach der Einlieferung, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Was den Mann zu seiner grausigen Tat getrieben hat, wird wohl für immer unaufgeklärt bleiben.

Eisenbahnunglück bei Göttingen. Ein schweres Eisenbahnunglück ereignete sich auf der Bahnstrecke Nittmarshausen-Duderstadt der Göttinger Kleinbahn-N.O. Die Lokomotive eines Güterzuges entgleiste an einem Wegübergang in der Nähe von Kesselröden. Zwei Eisenbahnbeamte, der Lokomotivführer Franz Schneemann und der Bremser Gardegger wurden getötet, ein anderer Lokomotivführer lebensgefährlich verletzt. Der Materialschaden ist sehr bedeutend. Das Unglück entstand dadurch, daß die Strecke, die stillgelegt werden soll, sehr vernachlässigt und der Bahnübergang durch schwere Fuhrwerke völlig zerstört ist.

Kranke und Krüppel in den Ford'schen Betrieben. Unter den vielen zehntausend Arbeitern der Ford-Werke in Detroit befanden sich bei Jahreschluß 1921 nicht weniger als 8563 Arbeiter, die wie diesseits des Ozeans als nicht „vollerwerbsfähig“ bezeichnet hätten, darunter 123 mit verkrüppelten oder amputierten Armen oder Händen, vier voll Erblindete, 207 auf einem Auge Erblindete, 253 mit fast ganz verlorener Sehkraft auf einem Auge, 36 Taubstumm, 60 Epileptiker, vier ohne Arme und Füße, 254 mit nur einem Fuß oder einem Bein. Ford beschäftigt diese Stiefkinder des Glücks nicht aus charitativen Gründen etwa, sondern weil er der Ansicht ist, jedem Arbeitenden müsse „seine Chance gewährt werden“; denn nach diesem Prinzip erfolgt bei Ford die Einstellung von Arbeitern. Seine Lohnbüros haben strenge Anweisung, daß nie ein Arbeiter wegen körperlicher Mängel abgewiesen, noch weniger auf Grund körperlicher Unfähigkeit entlassen werden dürfe. Er ist der Anschauung, daß der Kranke und der Krüppel an dem Orte, an den er gestellt worden ist, eben soviel Arbeit leisten kann, und deswegen ebensoviel Bezahlung erhalten muß als ein Arbeiter im Besitz seiner vollen Körperkräfte. Die Anpassung von Schrauben und Bolzen ist ein wichtiges, ein nur manuell ausführbares Stück Arbeit, zu der früher voll arbeitsfähige Männer angestellt waren. Jetzt besorgen dies voll und teilweise Erblindete, unter diesen einer im Alter von 78 Jahren, der ganz blind ist und doch alle Tage seine sechs Dollar verdient wie die übrigen Arbeiter in Fords Werken auch und seinen Lohn „wert“ ist. In einer Sonderabteilung sind mehr als 1000 Lungenkranke beschäftigt. Die Rekonvaleszenten im Ford-Hospital können auch arbeiten, wenn sie wollen; in diesem Fall wird ein Doktor über ihre Zeit gebietet und sie erhalten Schrauben und Bolzen zum Zusammenpassen wie die Winden. Ford hat eine sehr ins einzelne gehende Statistik über die verschiedensten Arbeitsposten in seinen Werken anzuheften lassen und so festgestellt, welche Stellen volle Körperkraft erfordern, welche auch von Krüppeln und Kranken versehen werden können. Hierbei wurde ermittelt, daß für weitere 3000 Arbeitsstellen keine besonderen Körperkräfte benötigt seien, daß 670 Stellen von Krüppeln ohne Beine, 2037 von Arbeitern mit nur einem Bein, zwei von solchen ohne Arm, 715 von solchen mit einem Arm und zehn von Blinden versehen werden können.

Ausgrabung eines römischen Tempels. Die italienische Mittelmeer, wurde bei Schachtarbeiten, die zum Zweck der Fundamentierung eines Neubaus in Capua bei Neapel ausgeführt wurden, in geringer Tiefe ein antiker Tempel aufgedeckt. Man fand hier auch drei Skelette. Die Behörde hat sich zur Untersuchung des Fundes sofort an Ort und Stelle begeben. Aus einer Einzeichnung auf den Wänden des Tempels geht hervor, daß der Bau in die Zeit um 200 v. Chr. zurückreicht.

Gerichtssaal.

Ein chauvinistischer Beamter als Verleumder gebrandmarkt.

Ministerialrat Füll — der Demagoge.
Prag, 24. Febr. Vor dem Divisionsgericht wurde heute das Urteil in dem Ehrenbeleidigungsprozess gefällt, den der Ministerialrat M. Füll gegen den Oberleutnant Karl Jechl angestrengt hatte. Jechl, der im alten Oesterreich als Offizier diente, meldete sich nach dem Umsturz bei der tschechoslowakischen Armee, wurde jedoch bald entlassen und bezog 300 Kronen monatlich als Pension. Jechl suchte nun nach den Gründen seiner Entlassung und brachte in Erfahrung, daß der Ministerialrat Füll, der in Prag-Podol die Obmannstelle der nationalsozialistischen Parteiorganisation bekleidete, bei der Sache die Hand im Spiele haben müsse. Die Beschwerdeformation,

die über die Aufnahme von Offizieren zu entscheiden hatte, erhielt eine Reihe von Zuschriften, in denen Jechl als Renegat bezeichnet wurde und die nationalsozialistische Partei es als Schande ansehen würde, wenn Jechl in die Armee aufgenommen würde. Jechl, der nun erfuhr, daß Füll der Inspizitor gegen ihn geführten Hege sei, erstattete gegen ihn die Anzeige. Zum Prozesse kam er nicht, da Jechl die Anklage als verjährt zurückgeschickt wurde, nachdem die Verhandlung aus unbekanntem Gründen immer wieder verlagert worden war.

Daraufhin erschien in der „Ceskoslowenska Republika“ ein Artikel, der mit „Milan Füll — der Angeber“ betitelt war und in dem ausgeführt wurde, daß Jechl ununterbrochen von Sokolabteilungen belästigt wurde, die bei ihm Hausuntersuchungen durchführten und ihn bei jeder Gelegenheit diffamierten. In dem Artikel heißt es dann weiter, daß die Zuschriften an die Beschwerdeformation mit einem gefälschten Stempel versehen waren und daß Füll die ganze Verleumdungskampagne persönlich geführt habe. Füll hat Jechl einmal sogar im Zuge bei Venešova verhaften und nach Prag eskortieren lassen. Eine Abschrift des Artikels wurde damals an das Militärkommando in Uhorod geschickt, eine andere erhielt Abg. Humelhans, der sie dem damaligen Minister Šufal übergab. Im Laufe des nun eingeleiteten Verfahrens wurde Jechl reaktiviert und im Nationalverteidigungsministerium untergebracht. Füll erstattete gegen Jechl wegen des Artikels die Ehrenbeleidigungsklage über die nun vor dem Divisionsgerichte vor zehn Tagen, gestern und heute verhandelt wurde.

Der Angeklagte Jechl erklärte sich für unschuldig und bot den Wahrheitsbeweis an. Füll, der Ministerialrat im Nationalverteidigungsministerium ist und als Zeuge einvernommen wurde, bestreitet die Schmähbriefe selbst geschrieben zu haben. Die Briefe seien von der Partei abgeschrieben worden, da sich Jechl immer als „großer Deutscher“ benommen habe und die Podoler Bevölkerung sich über seine Aufnahme in die Armee aufregte. Er (Füll) habe sich daher dafür eingesetzt, daß Jechl nicht aufgenommen werde.

Abg. Humelhans schildert Jechl als charaktervollen, vernünftlichen Menschen, der ihm „schon mal lieber sei als ein tschechischer Schuft.“ Es wurde dann das Gutachten der gerichtlichen Schriftsachverständigen eingeholt, die mit Bestimmtheit angaben, daß Füll die Verleumdungsbriefe geschrieben habe. Unter den übrigen Zeugen ist nur das Mitglied der Podoler Gemeindevertretung Mareš heranzuziehen. Mareš gab an, daß die Familie Jechl bei den meisten Podolern beliebt sei, da sie im Kriege viele mit Milch versorgte und gegen niemanden ihr Deutschstum hervorhebre. Die Mitglieder der Podoler nationalsozialistischen Lokalorganisation bezeichneten allerdings Jechl als „Tschowenfreßer“, konnten aber für ihre Behauptungen nicht den Wahrheitsbeweis erbringen.

Nach längerer Beratung sprach das Divisionsgericht Jechl mit der Begründung frei, daß ihm der Wahrheitsbeweis in allen Fällen gelungen sei.

Der Prozess ist umso interessanter, als während der Verhandlung so manches aus dem Nationalverteidigungsministerium bekannt wurde, was bisher wohlweislich verschwiegen wurde. So wußte Füll davon zu erzählen, daß Alois selbst „Qualifikationslisten“ über deutsche Offiziere an verschiedene maßgebende Stellen sandte, um jedenfalls die Beförderung dieser Offiziere zu beschleunigen. Charakteristisch ist auch das eine, daß Ministerialrat Füll nur Zivilbeamter des Nationalverteidigungsministeriums ist und von dem Aufnahmegericht Jechls amtlich überhaupt nicht verurteilt wurde. Als er später die Ähren Jechl übernahm, leitete er sie erst über Intervention des Abg. Humelhans an die Beschwerdeformation weiter. Sonst wären sie vielleicht überhaupt in irgendeiner Ecke liegen geblieben.

Die Breßburger „28. Oktober-Affäre“.

Prag, 24. Febr. Wie vom Nationalverteidigungsministerium mitgeteilt wird, wurde die Entscheidung des Disziplinarausschusses, der seinerzeit die Nichtteilnahme einiger höherer Stabsoffiziere bei der Feier des Nationalfeiertages am 28. Oktober in Breßburg zu untersuchen hatte, bestätigt. Nach der Entscheidung dieses Ausschusses wurden zwei Artillerie-Oberleutnants degradiert und als gewöhnliche Reservisten in die Armee eingereiht. Der Ausschuss hat seine Entscheidung damit begründet, daß die beiden Offiziere den guten Namen der Armee dadurch geschädigt haben, daß sie sich als Kommandanten des Regiments am Tage des großen Nationalfeiertages entfernten, als die ihnen anvertraute Mannschaft den Treuschwur der Republik leistete. Sie haben auch wissenschaftlich ihre Pflicht verletzt, denn sie haben sich außerhalb des Gebietes der Republik an einer Feier beteiligt, die zur Erinnerung an einen Schwur stattfand, den sie vor 25 Jahren einem anderen Staate geleistet haben. Auch die höheren Offiziere, die die nötige Vorsicht bei Erteilung von Urlauben vor dem 28. Oktober und für diesen Tag überhaupt gelassen haben, wurden disziplinarisch bestraft.

Klassenjustiz gegen einen „Vorwärts“-Redakteur.

Berlin, 24. Febr. Heute wurde in dem Prozesse des Generalleutnants a. D. von Watter gegen den verantwortlichen Redakteur des „Vorwärts“ Genossen Viktor Schiff das Urteil gefällt. Genosse Schiff wurde zu 10.000 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Vorgeschichte des Prozesses, der vor dem Schöffengericht Berlin-Mitte stattfand, ist folgende: Am 25. August erschien im „Vorwärts“ ein Bericht über den Verlauf der Frontkämpfertagung im Stadion, indem es unter anderem hieß: Es war so ziemlich alles an Rechtsboldschewiken versammelt, was in Deutschland herumläuft: General von Watter

usw. Watter wies nun in einer Zuschrift an den „Vorwärts“ mit Empörung zurück, als „Anhänger irgend eines Bolschewismus bezeichnet“ zu werden. Der „Vorwärts“ brachte den Brief unter der Überschrift: „Ist er dumm, oder tut er nur so“ und fügte ihm einen Kommentar bei, in dem es hieß:

„Der Rechtsboldschewismus kann die verschiedensten Formen annehmen. Einmal tritt er in aufsteigenden und idiotischen Neben mit darauffolgenden Straßenräubereien, wie auf dem Frontkämpfertag im Stadion auf, ein anderes Mal äußert er sich in feigen Mordanschlägen, wie am Freitag in Orieschah; auch tragen gewisse Berschwöreraktionen einen rechtsboldschewistischen Charakter, wie jene, die vor einigen Monaten in Karlsruhe stattfand und über die vielleicht Herr General a. D. Watter nähere Auskunft geben könnte. Aber die typische Form des Rechtsboldschewismus ist der Putschversuch, wie jener Kapp-Putsch, an dem Herr General von Watter unter Eid und Verfassungbruch nachgewiesenermaßen als Kommandeur der Reichswehrdivision in Münster solange mitgewirkt hat, bis er seine Ausschließlichkeit erkannte.“

Watter klagte wegen dieses Angriffes den verantwortlichen Redakteur des „Vorwärts“ wegen dreifacher Ehrenbeleidigung. Der Prozess gegen den Genossen Schiff wurde nach zweitägiger Verhandlungsdauer heute beendet und Genosse Schiff deshalb verurteilt, weil das Gericht der Meinung war, daß der von ihm angetretene Wahrheitsbeweis als nicht gelungen (1) zu bezeichnen sei.

Raub in einem Liebener Nachtkaffee.

Prag, 24. Febr. Die Prager Gekschworenen fällten heute gegen die Gekschworene, die am 11. November im Kaffeehaus Kosta in Prag-Lieben den Schuhmachergesellen Karl Bojtsch aus Rutenberg überfiel und einer Tasche mit 5000 Kronen beraubte, das Urteil. Sie bejahen jedoch nicht die Schuldfrage auf Raub, sondern nur die auf Diebstahl bei den Angeklagten Popl und Kosta. Popl, der als „Wapack“ in Lieben bekannt ist, wurde zu zwei Jahren, der Kaffeehausbesitzer Kosta zu 15 Monaten schweren Kerkers verurteilt. Frau Kosta und der Schlosser Snarc wurden freigesprochen.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik.

Die Lage der Altpensionisten auf Großgrundbesitzern.

Durch das Gesetz vom 18. März 1921 wird den ehemaligen Bediensteten des Großgrundbesitzes (Altpensionisten) der Versorgungsgenuß unter der Bedingung garantiert, daß in erster Linie auf den Pensionierungsgenuß jene Angestellte Anspruch haben, die bereits länger als 40, beziehungsweise 35 Jahre gedient, jedoch ihres hohen Alters halber der Wohlfahrt des Pensionierungsgesetzes vom 16. Dezember 1906 nicht mehr teilhaftig geworden sind. Ferner werden hierbei noch einige Bedingungen aufgestellt. Wie nun dieses neue Versorgungsgesetz der Angestellten des Großgrundbesitzes von den Gutsbesitzern und deren Verwaltern ausgelegt und gehandhabt wird, beweist eine Zuschrift, die wir von einem ehemaligen Gutsangestellten erhalten und in der die Verhältnisse auf dem Gute des Majorats Herrn Josef Seikern-Apang in Lulob, Bezirk Holleschau, geschildert werden. Obwohl zur Bemessung einer Versorgungsgebühr eine 40jährige Dienstzeit maßgebend ist, wurde der gewissen Gutsdirektor J. Fleischer schon nach 35jähriger Dienstzeit pensioniert, trotzdem er auch seit Jahren auf dem Batafchen landwirtschaftlichen Betrieben mit der Inspektion betraut ist und hierfür ein Jahresgehalt von 15.000 Kronen bezieht. Zur Zeit seiner Pensionierung war er nur Sektionsverwalter in der neunten Dienstleistungs-kategorie, trotzdem wurden ihm dank Protektion die Bezüge der höheren ersten Dienstleistungs-kategorie zuerkannt. Ebenfalls nach einer etwa 35jährigen Dienstzeit wurde der Depotdirektor Menzi nach einer ungebührlich hoch bemessenen Dienstleistungs-kategorie in den Ruhestand versetzt. Auch die Beamten Such, Schiebl und Hanauf wurden ungebührlich in den Versorgungsgenuß der Altpensionisten übernommen. Beamte hingegen, die die Pensionierung schon reichlich verdient hätten, wurden gezwungen, weiter zu arbeiten. So wurde der Aufseher J. Mill, ein 86 Jahre alter tauher Greis, der eine Gesamtdienstzeit von 44 Jahren hinter sich hat, von der Gutsverwaltung dadurch um die ihm zustehende Rente gebracht, daß er in seinen letzten Dienstjahren nicht mehr als Oberheger, sondern nur als Aufseher verwendet wurde. Die Gutsverwaltung konnte ihm infolgedessen die Versorgungsgebühren als Aufseher zuweisen und er erhält daher 105 Kronen monatlich. Der Rutscher Kosa wurde, da ihm im Dienste von einem Pferde der Frührentenzeit von 48 Jahren hinter sich hat, und erhält eine ungebührlich niedrige Rente von 98 Kronen 33 Heller. Aber dies ist noch nicht die kleinste Pension. Die Witwe nach einem anderen Rutscher erhält 47 Kronen 25 Heller monatlich, obwohl sie für fünf Kinder zu sorgen hat. Auch der Forstverwalter Fischer wurde ohne Pension und ohne jegliche Abfertigung entlassen und muß sich nun mit den Gutsbesitzern auf Zahlung bei den Gerichten herumstrahlen. So werden von den Großgrundbesitzern Gesetze respektiert!

Bedorftene Massenentlassungen und Pensionierungen bei der Buschlehrer Bahn. Wie uns mitgeteilt wird, wurden gestern die Dienststellen der Buschlehrer Eisenbahn verständigt, daß sowie im Feber auch am 1. März an die Angestellten nur die halben Bezüge ausbezahlt werden. Tatsächlich handelt es sich um weit mehr als die Hälfte, fast um zwei Drittel der Bezüge. Das Personal sieht darum diesem Termin mit Angst entgegen, insbesondere deswegen, weil an diesem Tage auch Massenentlassungen und Pensionierungen vorgenommen werden sollen. Die Haltung des Personals, das trotzdem seinen Dienst willig und tadellos verrichtet, ist bewundernswert. Es wäre höchste Zeit, daß das Ministerium für soziale Fürsorge eingreift.

Aus dem Kladoz Industriegebiet. Aus Kladoz wird uns geschrieben: Im Eisenwerk Kladoz sind im Laufe dieser Woche eine größere Anzahl Arbeiter aufgenommen worden. Seit 1. Feber wird in allen Betrieben wieder vollschichtig gearbeitet. Wie verlautet, soll ein weiterer Hochofen am 1. April in Betrieb gesetzt werden. — Die „Poldihütte“ in Kladoz hat mangels an Aufträgen in letzter Zeit Entlassungen von Arbeitern vorgenommen.

Die Gelben als Helfer der Unternehmer. Aus Teplitz wird uns gemeldet: Die Kollektivvertragsverhandlungen für die Raffinerieindustrie, die am Samstag, den 24. Feber in Teplitz stattfanden, wurden nach kurzer Dauer infolge eines Willküraktes des Vorsitzenden, Direktor Kläuser aus Lobositz, gescheitert. Der Grund dazu war das Erscheinen zweier Vertreter der „Deutschgelben“ die in einem Betrieb in Bodenbach einige Mitglieder haben. Die Vertreter der Gelben, die bei den Verhandlungen erschienen, waren von den Unternehmern ohne Wissen der vertragschließenden Arbeiterschaft eingeladen worden. Da alle Vertreter der Arbeiterschaft die Anwesenheit der Deutschgelben bei den Beratungen ablehnten, nahm der Vorsitzende dies zum Vorwand, um die Verhandlungen abzubrechen. Daraus ist ersichtlich, daß die Unternehmer das Erscheinen der Gelben begrüßten, um die Verhandlungen unmöglich zu machen. Die in Betracht kommende Arbeiterschaft wird am Montag und Dienstag zu diesem Ergebnis der Verhandlungen Stellung nehmen.

Die Sanierung der Mährisch-schlesischen Bank. Der Vorsitzende des Liquidationsausschusses der Mährisch-schlesischen Bank Dr. Publit hat vorgestern einen Plan vorgelegt, nach dem die Sanierung dieser bankrott gewordenen Bank vorgenommen werden soll. Die Gesamtsumme der Verluste ist bis jetzt noch nicht genau festgestellt, jedoch werden die Passiven der Bank auf 170 Millionen Kronen geschätzt. Das Aktiva-kapital in der Höhe von 40 Millionen und der Reservefond von 10 Millionen Kronen sind demnach als verloren zu betrachten, wobei noch ein ungedeckter Abgang von 120 Millionen Kronen verbleibt. Von den Passiven entfallen auf Privatpersonen 50 Millionen und auf Geldinstitute 119 Millionen Kronen. In diese Berechnung ist nicht der Verlust der böhmischen Landesbank eingerechnet, dessen Höhe bis jetzt nicht ermittelt wurde. Ungedeckte Gläubigerforderungen belaufen 48 Prozent ihrer Einlagen vergütet. Nach den Anmeldungen, die bis zum 31. Dezember 1921 eingelangt sind, haben bei dem Bankrott der Mährisch-schlesischen Bank 177 landwirtschaftliche oder sonstige Sparkassen Verluste zu verzeichnen. Nach dem Sanierungsplan werden sofort nur die privilegierten Gläubiger ausgezahlt werden; weiter werden sofort ausbezahlt die eingeleiteten Depots. Die ungedeckten Gläubigerforderungen werden im Laufe von zehn Jahren bezahlt werden und es wird unter diese Gläubiger der Betrag von 250 Millionen verteilt werden. Bei der Hypothek und Landeshypothek werden 350 Millionen Kronen auf Einlagebücher für die ungedeckten Forderungen der Gläubiger hinterlegt werden, aus welchem Betrag den Gläubigern jährlich zehn Prozent bezahlt werden.

Zwölf Millionen Menschen leiden in Europa unter der Arbeitslosigkeit. Nach einer Schätzung des ehemaligen Redakteurs der englischen Arbeiterzeitung „Daily Herald“, Landsbury, leiden in Europa, mit Ausnahme von Rußland, zwölf Millionen Leute unter der Arbeitslosigkeit. Eine nichtamtliche Statistik stellt Großbritannien an die erste Stelle bezüglich der Zahl der Arbeitslosen. Nach den amtlichen Ziffern des Arbeitsministeriums sind derzeit in England 1.443.600 Arbeiter auf die staatliche Hilfe im Kampfe gegen die Aushungerung angewiesen. Landsbury ist der Ansicht, daß es in Großbritannien um eine Million Arbeitslose mehr gibt, die der staatlichen Arbeitslosenunterstützung nicht teilhaftig werden können. Nach den Mitteilungen der internationalen Arbeitsstelle werden in Westeuropa durch die Arbeitslosigkeit 3.527.095 Personen betroffen. Da diese Personen sich um ungefähr 7.500.000 Familienangehörige zu kümmern haben, so betraut demnach die Zahl derjenigen, die unter der Arbeitslosigkeit zu leiden haben, in Europa tatsächlich an zwölf Millionen Personen.

Eine Zollsperre um Irland. Die „Times“ meldet: Obwohl die Regierung des südrischen Freistaates mit der Unterwerfung der Aufständischen alle Hände voll zu tun hat, scheint sie noch einen Tarifkrieg mit Großbritannien und Ulster beginnen zu wollen. Sie hat nämlich angeordnet, daß vom 1. April ab Einfuhrabgaben für Waren aus denjenigen Ländern erhoben werden sollen, die nicht zum irischen Freistaat gehören, also aus Großbritannien und Ulster.

Maßnahmen der polnischen Regierung zur Stützung der Währung. Nach Barzhauser Mitbestimmung will das Finanzministerium auf polnische Goldguben lautende Kassencheine in Umlauf bringen. Ferner beabsichtigt die Regierung die schärfsten Repressalien gegenüber den Valutaspekulanten zu ergreifen. Vor allem wird eine strenge Kontrolle aller Institute durchgeführt werden, die sich mit dem Valutenhandel beschäftigen. In Regierungskreisen wird die Schuld an der letzten Entwertung der polnischen Mark hauptsächlich den Machinationen einer gewissen Bankengruppe zugeschrieben, die den Kurs der polnischen Mark zu Spekulationszwecken herabdrückt.

Devisenkurse.

Die tschechische Krone notiert in:

Zürich	Schw. Frank	15.80.00
Berlin	Mark	674.00
Wien	öherr. Kr.	2105

Züricher Schlusskurse.

	mittl. Schlussk.	Ware
Paris	32.10.00	32.20.00
London	25.04.00	25.05.00
Berlin	0.023.00	0.024.00
Wien	25.30.00	25.70.00
Holland	210.50	211.00
Madrid	0.074.50	0.075.50
Warschau	0.17.90	0.18.75
Prag	15.70	15.80
New York	5.31.00	5.32.00
Belgrad	5.05	5.20
Brüssel	0.01.90	0.01.25
Wien gef.	0.00.00	0.00.00

Literatur.

Finanzpolitische Literatur.

Die Fortleitung der europäischen Währungen hat eine Flut von Büchern und Broschüren hervorgerufen, die noch immer nicht eingedämmt ist, weil ja die Währungsfrage für das Wohl und Wehe der Staaten und Völker leider noch immer eine bedeutende Rolle spielt. Im Verlage von Duncker u. Humblot in München und Leipzig sind in der letzten Zeit drei Bücher erschienen, von denen für uns das interessanteste und bedeutendste die deutsche Uebersetzung des bereits in tschechischer Sprache vor etwa einem Jahr erschienenen Buches des eben verstorbenen Dr. Alois Rasin über „Die Finanz- und Wirtschaftspolitik der Tschechoslowakei“ ist. Rasin's Buch ist sehr systematisch und erschöpfend, wenn auch nüchtern und trocken geschrieben. Der erste Teil behandelt die Währungsfrage, der zweite die Staatswirtschaft, der dritte verschiedene andere finanzwirtschaftliche Maßnahmen. Rasin geht von der Darstellung der Währungsverhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie aus, schildert dann die Verhältnisse bei Kriegesende und erzählt, daß er unmittelbar nach dem Kriege ein Einschreiten der Sieger gegen die Inflation verlangt habe, was aber nicht durchzuführen war. Von Interesse ist auch die Tatsache, daß Rasin bereit war, unter bestimmten, freilich für die österreichisch-ungarische Bank drückenden Bedingungen die gemeinsame Währung der Nachfolgestaaten nach dem Umsturz aufrecht zu erhalten. Als dann die österreichisch-ungarische Bank auf diese Bedingungen nicht einging, vollzog Rasin mit der bekannten Energie die Währungstrennung. Alle die Maßnahmen, die dazu erforderlich waren, sind in dem vorliegenden Buch genau geschildert. In dem zweiten Kapitel, das die Staatswirtschaft behandelt, wird zunächst eine Analyse des tschechoslowakischen Budgets gegeben, sodann die Wirtschaft der Staatsbetriebe einer Betrachtung unterzogen. Schließlich ein Ueberblick über die Steuern, Zölle, Monopole und die Staatsschuld gegeben. Im Schlußkapitel behandelt Rasin gewisse finanzwirtschaftliche Maßnahmen wie die Restriktion der fremden Aktiengesellschaften, die Börse, gebundene Wirtschaft und freier Handel. Die gesamte Darstellung des Buches bezieht sich naturgemäß nur auf die erste Periode der Rasin'schen Finanzpolitik, deren Wesenskern die Währungstrennung war, während die zweite Periode, in der die Rasin'sche Finanzpolitik dahin gerichtet war, den Kurs der Krone hinaufzutreiben, nicht zur Darstellung gelangt. Gerade über diese Politik sind die Meinungen geteilt.

Halb staatsfinanziellen, halb mathematisch-statistischen Inhalts ist das im gleichen Verlage erschienene Buch von W. Harburger, das sich betitelt „Gleitende Währung“. Der Hauptgedanke dieses Buches ist der folgende: Der Verfasser unterscheidet zwischen wilder und planmäßiger Inflation. Deutschland braucht, wie er sagt, einen sicheren Rechenmaßstab in der Wirtschaft, sei es in Form einer stabilen Währung oder in Form einer allgemein gültigen Skala, nach der alle Preise gleichmäßig steigen sollen. Aus den Bedingungen der Inflation soll eine Tabelle errechnet werden, der zufolge, die als gleitende Währung allen Zahlungsverpflichtungen zugrunde zu legen ist. Da die Inflation für Deutschland eine Notwendigkeit ist, ist eine geregelte Inflation einer wilden vorzuziehen. Der Verfasser treibt seinen Gedanken so weit, daß er auch bereit wäre, zuzustimmen, daß der Staat auf alle Steuern verzichte. — Selbst wenn die Möglichkeit einer geregelten Inflation für ein paar Monate vorhanden wäre, die grundlegenden Gesetze der Wirtschaft würden sich im Laufe der Zeit zumindest insoweit durchsetzen, daß das Geld jeden Wert verliert und nicht mehr als Zahlungsmittel angenommen werden würde. Das würde dann nicht nur das Ende der gleitenden Währung, sondern der deutschen Währung überhaupt bedeuten.

Ein drittes Buch nennt dessen Verfasser Arthur Travers-Borstroem „Mutualismus“. Dieser Verfasser sieht wieder das Mittel für unsere Zeit

in einer Verstaatlichung des Geldverkehrs und der Zentralisierung der Banken in der Hand der Nation. Aber nicht nur des Bankwesens, sondern das Borgen und Leihen überhaupt, sei es zwischen Gesellschaften und dem Publikum, sei es im Privatleben von Person zu Person, müßte verstaatlicht werden. Der Verfasser bezieht sich gleich zu sagen, daß diese Maßnahme kein Sozialismus wäre, sondern daß sie im Gegenteil dazu dienen soll, die Freiheit und das Eigentum des einzelnen vor dem Verschlingenwerden in der steigenden Flut des Sozialismus zu schützen. Ebenso soll auch das Versicherungswesen verstaatlicht werden, die Arbeiter sollen Grundstücke auf dem Lande bekommen, wo sie sich ihr Brot verdienen können, der Staat soll Grund und Boden an jeden der arbeiten will, versprechen. Wie man sieht, handelt es sich hier um eine reaktionäre Utopie, die im Gegensatz zu den Erfordernissen der kapitalistischen Wirtschaft steht. Der Verfasser will auch alles ohne Klassenkampf erreichen. Seine Ausführungen bedeuten daher ein Zurückgreifen vom wissenschaftlichen auf den utopischen Sozialismus. Um die Kapitalisten jedoch nicht zu schrecken, nennt er sein System nicht Sozialismus sondern Mutualismus. E. S.

Staatsbürger-Bücherei, herausgegeben vom Ministerium für Schulwesen und Volksaufklärung. Seit ungefähr zwei Jahren gibt das Ministerium für Schulwesen eine Reihe von Schriften heraus, die der staatsbürgerlichen Erziehung der Bevölkerung zu dienen bestimmt sind. Es sind bisher an 30 Bändchen dieser von dem Pädagogen Dr. Welleminsky herausgegebenen Bücherei erschienen, von denen jeder Band zwischen 32 und 48 Seiten umfaßt. Eine Reihe dieser Bändchen behandelt rein politische Themen. So wird in einem der Bändchen das Wesen der republikanischen Staatsform erklärt, in einem anderen die Form der Republik wie sie sich in verschiedenen Staaten herausgebildet hat, auseinander gesetzt, dann die tschechoslowakische Verfassungsgesetze wiedergegeben, über das Parlament unterrichtet ein Bändchen, ein anderes über die parlamentarische Regierung. Eine Reihe anderer Bändchen befaßt sich mit den Problemen der Demokratie. In einem wird die amerikanische Demokratie geschildert, in einem anderen die geschichtliche Entwicklung der Demokratie, in einem dritten das Wahlrecht der Demokratie, dann wieder gibt es eine Reihe, die sich den Parteienwesen befaßt, so eine Schrift des gegenwärtigen Ministers des Inneren Vened über die politischen Parteien und eine Darstellung des Parteienwesens im tschechischen Volke. — Wieder andere Bändchen befaßt sich mit den Biographien bedeutender Tschechen, so Komenstky, Hablicek, Jirasek und Masaryk, andere mit historischen Ereignissen, wie der Schlacht am Weißen Berge oder dem Kampfe bei

Horow. Die Nationalökonomie ist vertreten durch eine Studie von Professor Englis über das Geld, die Gemeindepolitik durch eine Broschüre über das Gemeindegeldbuch, eine andere über die Gemeindefinanzen. Dann gibt es noch Bändchen über die Berufswahl über den Alkohol, Gesundheitswesen, die Grundlagen der Sittlichkeit usw. So sind in der beschriebenen Bücherei alle möglichen Gebiete vertreten, deren Kenntnis zum Verständnis der Politik notwendig ist und es ist daher zu begrüßen, wenn das Ministerium für Unterricht und Volksaufklärung durch die Massenverbreitung von belehrenden Broschüren die politische Kultur der tschechischen Bevölkerung zu heben versucht. Bemerkenswert ist, daß man irgendwelche nationalchauvinistische Neigungen in den einzelnen Bändchen kaum findet. In dem Bändchen von Alois Rasin über die tschechischen Parteien wird sogar der Hoffnung auf eine nationale Verständigung im Sloate Ausdruck gegeben. Freilich ist nirgends auf die strittigen Probleme der Politik, die das Kampfbild zwischen den Parteien bilden, Bezug genommen, weil ja die ganze Bücherei zur Verbreitung unter den Anhängern aller Parteien bestimmt ist. Zumindest werden die Bändchen ihren Lesern die Erkenntnis vermitteln, daß zum Verständnis der politischen Lage beider Seiten die Kenntnis einiger Tatsachen notwendig ist, so daß die Verbreitung der Bücherei einigermassen dazu dienen kann, die Bevölkerung zum Nachdenken über ihre eigene Lage zu bringen und sie davor zu bewahren, irgendwelchen Schlagworten nachzulaufen. E. S.

Mus der Partei.

Kreisversammlung Eger. Sonntag, den 25. März findet um 8 Uhr vormittags im Hotel „Stephan“ in Eger die ordentliche Kreisversammlung statt. Als Tagesordnung werden vorgeschlagen: Berichte, Unsere nächsten Aufgaben, Die Arbeiterpresse, Neuwahl der Kreisvertretung und Allgemeines.

Volksorganisation Prag 7. Freitag, den 2. März 1923 findet im Gasthause „U Akademie“, Ede Rašitzka und Sochařka ul., abends 8 Uhr, die Wochenversammlung statt mit Vortrag des Genossen Bruno Breuer: „Die Bedeutung der Reformen im wirtschaftlichen und politischen Leben.“ — Pünktliches Erscheinen der Mitglieder Pflicht! Gäste willkommen! — Jeden Freitag Zusammenkunft.

Jugendbewegung.

Gründungsversammlung der Ortsgruppe Prag. Montag, den 26. Feber 1923, 8 Uhr abends, findet im Cafe „Rizza“ in Prag-Weinberge, Jungmannstraße, die Gründungsversammlung der Ortsgruppe Prag des sozialistischen Jugendverbandes mit nach-

folgender Tagesordnung statt: Zweck und Ziele der sozialistischen Jugendorganisation (Referenten: Genossen Paul und Hofbauer, Tephly), Debatte, Konstituierung der Ortsgruppe, Wahl des Ausschusses und Freie Anträge. — Jugendgenossinnen und Jugendgenossen erscheinen zahlreich!

Bereinsnachrichten.

Freie Vereinigung sozialistischer Akademiker. Dienstag, den 27. Feber, Mitgliederversammlung im Cafe „Rizza“ (Souterrain). Vortrag Dr. Heinrich Polak über „Heines und Freiligraths sozialistische Lyrik“. Beginn pünktlich halb 9 Uhr. Sozialistische Gäste willkommen. Eintritt frei.

Turnen und Sport.

Heutige Prager Wettspiele. DFC gegen Vorwärts-Berlin, Nürnberg Fußballverein gegen Sparta, Slavia gegen MFC, Viktoria Žižkov gegen Sparta, Kozle, Brdovice gegen Libec, Meteor 8 gegen Bohemia Karlin, Kufelst 2A gegen Bohemia 8, Malostranský 2A gegen Slavoj 8. — Sparta stellt gegen die Nürnberger folgende Mannschaft: Petr: Sojer, Janda; Kolenaty, Kada, Cerveny; Sedláček, Kozeluh, Pilat, Dvořák, Müller. Der R. F. A. dürfte mit folgendem Team antreten: Sindel; Goll, Wächter, Pittel, Winkler, Körner; Hausmann, Liebermann, Philipp, Dörfler, Lang. Schiedsrichter: Ed. Kraus.

Internationale Olympische Spiele im Jahre 1924. Das Datum für die künftigen internationalen Olympischen Spiele in Paris ist schon festgesetzt worden und werden diese wie folgt stattfinden: 1. Rugby-Wettkämpfe vom 3. bis 19. Mai, 2. Fußballwettkämpfe vom 15. bis 19. Juni und 3. Schießkonkurrenzen vom 21. bis 29. 4. Die eigentlichen olympischen Hauptwettkämpfe, wie Turnen, athletische Wettkämpfe und die übrigen olympischen Spiele dauern vom 5. bis 27. Juli.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Das Beste für Ihre Augen liefert **Optiker Deutsch, Prag,** Graben 25, Kl. Bazar 189

Herausgeber: Dr. Ludwig Czoch und Karl Cermak. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Straub. Druck: Deutsche Zeitungs-Druckerei, Prag. Für den Druck verantwortlich: G. Holik.

Berson
ist und bleibt stets
die **Qualitätsmarke**



Verlangen Sie von Ihrem Schuhmacher das Anbringen von **Berson Gummi-Absätzen und Gummi-Sohlen**

Berson'schont die Schuhe, ist billiger und dauerhafter als Leder

Verlangen Sie die führenden amerikanischen **Schwine-Schmalzmarken** und **schönsten Speckschmalze**

„APCC“ und „MORRELL“

1904 Vertreter für die Tschechoslowakei:
Robert Stránský, Prag II., Jungmannova 33.
Drahtanschrift „Rostra“ Telefon 6657

Kunst und Wissen.

Neues Theater. Heute halb 11 Uhr Vormittagskonzert. Programm: Händel, Debussy, Schönberg, Strauss, Witner, Brahms. Halb 8 Uhr „Der Graf von Luxemburg“, abends Gastspiel Richard Mubla in der neuinszenierten Kienzl-Oper „Der Evangelist“. Morgen, Montag, Gastspiel Richard Mubla, Olga Barco in Puccinis Oper „Madame Butterfly“. Dienstag Journalistenvorstellung „Der Widerspenstigen Zähmung“. Mittwoch „Der Gästling der Jazim“. Donnerstag Gastspiel Richard Mubla „Der Evangelist“. Freitag Vorlesung Oper „Der Widerspenstigen“. Samstag Opern-Premiere Hinde-

Welcher Parteigenosse wäre geneigt, mir zur Fertigstellung meines Einfamilienhäusleins **2-3000 K** gegen Wechsel für ein halbes Jahr zu borgen. Näheres in der Redaktion des Blattes. 1422

Piering-Seni u. Essig ist der beste! zu haben in allen Konsum-Verlehen.

Verbreitet den „Sozialdemokrat“, nächst Sonntag nachmittags „Die Bajadere“, abends Gastspiel Fleischer „Nigaros Hochzeit“.

Kleine Bühne. Heute, Sonntag, nachmittags halb 3 Uhr, Dienstag und Freitag die Chefsongdile „Ungewöhnlich“ von Kurt Gös. Heute abends, morgen, Montag, Donnerstag, Samstag und Sonntag der lustige Operettenschwank „Die kleine Sünderin“ von Jean Gilbert. Mittwoch Vorstellung des Verbandes Deutscher Bank- und Sparassistenten Bedefind's „Musik“ (kein Kartenverkauf). Nächsten Sonntag nachmittags neuinszeniert „Extemporale“ von Hans Sturm.

Stadttheater Teplitz-Schönau.

Ausschreibung.

Die Stadtgemeinde Teplitz-Schönau beabsichtigt, Ende 1923 das wiedererbaute Stadttheater mit einer allen technischen Anforderungen vollkommen entsprechenden Bühne und einem Fassungsraum von 1250 Personen zu eröffnen; ferner steht für den Theaterbetrieb fallweise auch der 650 Personen fassende Kammertheater mit eingerichteter Bühne zur Verfügung. Die Stadtgemeinde hat ein allen musikalischen Anforderungen entsprechendes Kurorchestr. Der Stadttheaterbetrieb umfaßt Oper, Schauspiel und Operette. Die Stadtgemeinde wird den Beschluß über das Prinzip des Betriebes „eigene Regie“ oder „Pacht“ nach dem Ergebnisse der Bewerbung in sachlicher und persönlicher Richtung fassen.

Bewerber um die Theaterleiterstelle haben ihre entsprechend belegten Gesuche bis 31. März 1923 beim Bürgermeisteramt in Teplitz-Schönau, verachlossen, mit der Bezeichnung „Bewerbung um das Stadttheater in Teplitz-Schönau“ einzubringen. Die Bewerbung hat insbesondere zu enthalten:

1. Welche Nachweise der Bewerber für seine Erfahrungen in der Opernregieführung und in allen übrigen Gattungen zu bieten in der Lage ist.
2. Ob der Bewerber sich bei Eigenregiebetrieb als artistischer Leiter, oder bei allfälliger Verpachtung als Pächter bewirbt.
3. Welches Anbot der Bewerber als Pächter oder welche Ansprüche er bei Betrieb in eigener Regie als künstlerischer Leiter ziffernmäßig stellt.
4. Auf welche Weise der Bewerber in beiden Richtungen die Frage des anzuschaffenden Kostümfundus ziffernmäßig löst.

Stadttrat Teplitz-Schönau, 21. Feber 1923. 1454

Sekretär

für eine wichtige Kanzlei der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der tschechoslowakischen Republik **wird gesucht.**

Bewerber müssen perfekt stenographieren und tschechisch können, juristisch gebildete Genossen bevorzugt. Offerte mit Gehaltsansprüchen erbeten unter „K. S. 100“ an die Verwaltung des Blattes. 148

Altbewährt ist **Spalek's** Czernosecker Weinpestern Essig er ist und bleibt der beste.

Weinessigfabrik
Quido Spalek Sohn, Leitmeritz.
Modernst eingerichteter Gärungsprodukt. 886